# Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 24 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 22. November 1907

## Windsor.

Während des himmlischen Lichts kein Strahl die deutsche Erde wärmt, und mühsam der nach politischen Zielen Strebende durch den dicken Novembernebel tastet, kann Eduard lachen: Tag vor Tag strahlt ihm die Sonne heitrer, und keine Winterlaune droht dem Reifen seiner Saaten. Als er den Thron der „großen Vicky" bestieg, empfing ihn Gelächter; keine Regung von Ehrfurcht hinderte ruppige Witze, und mancher von Gottes Gnaden war im Haufen der Spötter zu sehn. Sechzig Jahre und krank, nach einem Leben, das Sir John, der dicke Wanst, nicht ärger gelebt haben könnte. Seht seinen Rock! Ein Vermögen Dem, der ein Stück auch nur von eines Thalers Größe uns zeigt, das Fama, die geschäftige Hure, nicht schon besudelt hätte. Als Herr und Fürst von Indien vielleicht noch ein möglicher Mann; als König von England? Nimmermehr. In ganz Europa bestand nirgends ein Zweifel. England hat die böse Zeit mit Würde getragen, hielt sich still und forderte durch keine Antwort zu gröberer Duplik heraus. Und ehe das erste Jahr seines Regnums zu Ende ging, hatten die öffentlich Meinenden ihre Ansicht gründlich geändert. Bald wars zu merken: der lustige Prince de Galles war wirklicher König geworden und hatte, rascher noch als Prinz Heinz, die Kunst des Vergessens geübt; war still, trieb mit heiligem Ernst nun das heilige Amt, versagte sich keiner Pflicht und ließ bald erkennen, daß hinter dem müden Auge noch ein waches Gehirn, unterm Fettpolster noch arbeitwillige Nerven lebten.

König Eduard hat das Leben von vielen Seiten gesehn, hat — Keiner kanns, wenn er redlich und sehend ist, leugnen — das seine mit Nutzen gelebt. Seine erste That war der Friede in Südafrika. Seine zweite die mit großer Umsicht betriebene Schwächung Rußlands, das die Nöte der Burenkriegszeit mit allzu hastigem Eifer zu nutzen versuchte, auf Indien zu drücken begann und die grob gebaute Slavenhand nach dem gelben Meere und Afghanistan, Persien und Armenien zugleich reckte. Die Narbe von Faschoda war an Mariannens heißem Leib noch deutlich sichtbar, schmerzte noch bei jedem Wetterumschlage; und nach kurzer Frist war die Schöne an John Bulls Seite zu finden. Wäre so rascher Erfolg möglich geworden, wenn Eduard die Franzenpsyche nicht so gut wie seine Westentasche und die Corridore der Comédie Française kännte? Die Entente war kaum fertig, ging im asiatischen Osten eine Sonne blutig auf, dem europäischen eine blutig unter. Was nun folgte, war nicht mehr das

Werk eines Genies (brauchte es wenigstens nicht mehr zu sein), nur das eines feinen Talents und klugen Psychologen, der keine Gelegenheit ungenutzt ließ, manche selber schuf, um sie selber zu nutzen. Der englisch-französische Aprilvertrag von 1904, der England Aegypten, Frankreich Marokko sicherte und seine Diplomatie ins Fahrwasser der englischen zwang, war des Onkels Werk; der Friede von Portsmouth ließ bald sein Wirken erkennen. Was von dem, was nachher kam, nicht? Ohne sein Wollen wurde kein Vertrag, keine Entente geschlossen. Er hat uns Algeciras beschеert; hat Italien an Frankreichs Seite gebracht; Spaniens Verständigung mit seinem nordafrikanischen Concurrenten besorgt; den Bund der Westmächte gegen uns geschaffen; Rußland zur Verständigung mit seinem Albion gezwungen, dem östlichen Erzfeind versöhnt und verbündelt; und weckt in Oesterreich die Erinnerung an alte, uns nicht günstige Tradition. (Daß wir Herrn von Tschirschky jetzt an diesen bedrohten Punkt setzen, gehört zu den Großthaten neudeutscher Diplomatik.) Sein Werk. Eins, wie die Welt noch keines sah; neben dem Kaunitzens Koalition (vor der Bismarck so oft uns eindringlich warnte) fast wie die mittelmäßige Schöpfung eines mittelmäßigen Kopfes sich ausnimmt; das das tüchtigste Volk Europas jeder Expansionsmöglichkeit beraubt, die stärkste Militärmacht der Erde zu politischer Sterilität verdammt. Alles, was der liebe Onkel wollte, hat er vorläufig erreicht. Sogar, daß sein Wollen zum Gesetz deutscher Diplomatie geworden ist. Grollt er, legt uns Steine in den Weg, hemmt unsere Bewegungsfreiheit nach jeder Seite: wir nehmens hin. Er lächelt, winkt? Auf nach Kreta! Kein Zug, kein Schiff geht schnell genug für die Erfüllung so löblichen Wünschens. Vergessen ist Alles, Alles vergeben; und Choräle steigen vom Rhein und der Spree, der Elbe und Donau ins Nebelmeer. Und des Drucks, der uns den Atem benimmt, wird im Freudenrausch nicht mehr gedacht. Eduard war, oft, in Paris, war mit Alphons, Viktor Emmanuel und Franz Joseph zusammen, hat bei uns noch immer die Antrittsvisite nicht gemacht, uns jahrelang jedes freundliche Wort, jede Entrevue geweigert, voriges Jahr (dem Bitten Franz Josephs und der hessischen Margarete zu liebe) ein paar Stündchen auf neutralem Boden den Kaiser gesehen und ihn, endlich, auch auf einen Vierteltag in Wilhelmshöhe besucht. Als Letzten nach langer Carenzzeit. Und nun? Konnten wir nicht wenigstens warten, bis die freundlicher Bedachten erst ihrer Pflicht genügt? Nicht, bis die politische Entspannung im internationalen Geschäft eingetreten ist? Nein; die Letzten mußten die Ersten sein.

Ich habe gegen eine vernünftige Verständigung mit England gar nichts; nie etwas gehabt. Aber an uns wars nach allem Aerger und Verdruß wirklich nicht, die uns gütigst gewährte Rolle des in Gnaden wieder aufgenommenen Vetters zu spielen. „Ihr habt einen Zweckverband für nöthig gehalten? Schön. Diesem Zweckverband eine deutlich erkennbare Spitze gegen uns gegeben? Auch schön; wir fürchten uns trotzdem nicht. Jeder muß ja wissen, was ihm am besten frommt; vielleicht kommt Manchem nach kurzer Frist, wie Stockmann, dem Volksfeind, die Erkenntnis, daß ‚der, der allein steht, der stärkste ist'. Denn keine Rücksicht bindet sein Handeln. Wir fühlen uns vorläufig wohl; wenn nicht, werden wirs Euch sagen und auf Abhülfe dringen. Drückt Euch unser Schweigen, unsere Correktheit: an Euch nur liegts, Aenderung zu schaffen. Aber bildet Euch nicht ein, daß wir Euch nachlaufen, jeden Winks gewärtig seien. Wir haben noch Wichtigers zu thun; unser Haus ist noch neu, bedarf noch des Ausbaus; war für vierzig Millionen zugerichtet, jetzt haben wir für sechzig Millionen Raum zu schaffen. Das ist schwer, und wir sind nicht einmal sicher, obs

uns gelingt (daß wir das Elsaß nicht entbehren können, leuchtet Euch ein). Daß wir niemand nachlaufen, hat schon Bismarck gesagt, und unser Bernhard hats wiederholt. Liegt Euch an unsrer Freundschaft? So oft ihr kommt, ihr sollt willkommen sein. Weiter können wir, nach den Vorkommnissen der letzten Jahre, zu unserem Bedauern aber nicht gehn." Das wäre vernünftig, wäre männlich gewesen; auch klug. Denn daß ihr Trust für die Ewigkeit gemacht sei, glaubt von den Herren wohl selber Keiner; und ob alle von der Wirksamkeit des Syndikats für den Fall einer Kraftprobe überzeugt sind, darf man wohl bezweifeln. „Ein Staatsvertrag, hat Spinoza (im theologisch-politischen Traktat) gesagt, wird immer nur solange wirken, als seine Grundlage, die Rücksicht auf die Gefahr oder den Nutzen, vorhanden sein wird; da Niemand einen Vertrag schließt, noch gezwungen ist, Verträge zu halten, ohne die Hoffnung auf irgend ein Gut oder die Furcht vor irgendeinem Uebel. Mit dieser Grundlage wird immer auch der Vertrag selbst aufgehoben, was die Erfahrung zur Genüge lehrt." Aehnlich sprach Macaulay, der Engländer und in der Geschichte kein Fremdling war: „In der Natur aller Coalitionen liegen Mängel: es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Unternehmen, das die aufrichtige und lang dauernde Mitwirkung vieler unabhängiger Staaten verlangt, zu einem gedeihlichen Ende geführt wird. Und je zahlreicher die Bundesgenossen, desto zahlreicher waren immer auch die Gefahren, die eine Coalition bedrohten." Die sind diesmal, wie man weiß, ja sehr zahlreich. „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem Kampf ums Dasein auf die Probe gestellt werden. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen." Bismarcks Gedanken sind wohl auch in der Syndikatsbücherei zu haben. Ein Philosoph, ein Historiker, ein praktischer Staatsmann. Noch ein Fürst? Der alte Fritz (den Georg der Zweite, Eduards glorioser Ahn, den Habsburgern in die Reichsacht zu bringen riet) hat Aehnliches oft gesagt. Lest sein Vorwort zur Histoire de mon temps. „Vaut-il mieux que le peuple périsse, ou que le prince rompe son traité?" — fragt er da. „Quel seroit l'imbécille qui balanceroit pour décider cette question?" tönt die Antwort. Und im Testament des Großen Kurfürsten findet man den Satz: „Es weisset undt gibet auch die stette erfahrung, daß wenig auff Alliancien zu bauen stehen, jedoch heldt ein Schwerdt zum ofteren das andere in die scheiden." Konnten wir, mußten wir nicht ruhig abwarten?

Gewiß. Doch wann wäre im letzten Lustrum bei uns je geschehen, was die Vernunft empfahl. Daß der Kanzler nicht mitging, ist das Einzige noch, was man zu loben vermag. Die Königin von England hat mit keinem Fuß noch die deutsche Hauptstadt betreten, blieb uns jeden Besuch, die Erfüllung der einfachsten Courtoisiepflicht schuldig. Thut nichts: die Kaiserin geht, trotz Fußverletzung, Erkrankung einer Prinzessin und Niederkunft der Kronprinzessin, mit. Lange wards bestritten; doch der liebe Onkel setzte das uns peinliche Verlangen durch. Und ists nicht nett, daß Herr von Schön (der Vielgepriesene, von dessen Begabung wir ja wohl bald genug hören werden) seine Wässerchen auch nicht verhalten kann und englischen Journalisten schon das übervolle Herz ausschüttet, ehe er auch nur ordnungsmäßig sein neues Amt angetreten hat? Daß er pflichtschuldigst für und von England schwärmt, wenns oben gewünscht wird, versteht sich, und ich will hoffen, daß er im Reichstag Rede steht, wenn die Frage laut wird, wer die Kosten des teuren Spektakels letzten Endes zu bestreiten hat. Denn ich bekenne: ich bin mißtrauisch gegen diese laute Herzlichkeit. Mißtrauisch gegen ein Volk, das jede Unfreundlichkeit seines Königs gegen uns

geduldet, mit Beifall aufgenommen hat. Das lauter noch vor Kurzem für Frankreich schwärmte, sich, wenns das Geschäftsinteresse will, plötzlich erinnert, daß Blut dicker als Salzwasser ist, und eine Geschichte hinter sich hat, die keine Sektlaune, keine Phrase ungeschehen machen kann, die auf jedem ihrer Blätter erzählt, daß dieses Volkes Empfinden stets nur im Einklang mit kühl wägender Reflexion sich regte. König Eduard war acht Stunden Wilhelms Gast; der Kaiser bleibt so viel Tage. Glaubt Einer, daß der Brite die Zeit ungenützt lassen wird? Schon fängt, in Frankreich, die Hoffnung wieder an zu blühn. (In Parenthese: Die Kammerdebatte über Marokko hat euch doch gezeigt, wie desperat das ganze Land über Clemenceaus Marokkoabenteuer ist?) Am Goldenen Horn, am Kongo giebts noch Manches zu ordnen; gewiß auch in Anatolien und dem näheren Skandinavien. Unter der Hand, in der Stille; drum kein halbwegs politisch deutbares Wort im Begrüßungsspeech des Onkels, der wie ein Rauhreif in der Frühlingsnacht sich auf die Feststimmung legte. Bin sehr erfreut, Eure Majestät hier zu sehen; hatte schon lange auf Ihren Besuch gehofft (noch immer witzig, wie Sir John). Das letzte Mal wars so traurig. Die arme Vicky starb uns allen viel zu früh. Innigste Wünsche für Deutschland und den Frieden. Drei Grad unter Wilhelmshöhe. Des Kaisers Antwort war wärmer, für ein gutes Gedächtnis, den ersten Augenblick, nach so kühlem Sommer zu warm. Er nannte des Königs Worte „überaus freundlich" und war „tief gerührt". „Bande enger Verwandtschaft und viele teure Erinnerungen an vergangene Tage verbinden mich mit Eurer Majestät Familie. Unter diesen Erinnerungen steht an erster Stelle die Gestalt meiner verehrten Großmutter, der großen Königin (Wilhelm der Große und Victoria die Große: wir sind bescheiden geworden), deren Bild meinem Herzen unauslöschlich eingegraben ist, während die Erinnerung an meine geliebte Mutter mich zurückversetzt in die frühesten Tage einer glücklichen Kindheit, die ich unter dem Dache und unterhalb der Wälle dieses großen alten Windsorschlosses zugebracht habe. Es ist mein ernstester Wunsch, daß die enge Verwandtschaft, welche zwischen unseren beiden Familien besteht, sich wiederspiegeln möge in den Beziehungen unserer beiden Länder und so den Frieden der Welt bekräftigen möge, dessen Aufrechterhaltung ebensosehr Eurer Majestät Bestreben wie's mein eigenes ist." Der letzte Satz führt ins Politische und ist nicht zu loben. Er paßt für den englischen Verfassungsboden nicht, und daß der Neffe dem Onkel den friedlichen Willen bescheinigt, macht sich ebenfalls nicht gut. Da Herr von Schön bei der Festerei ist, konnten die Dinge vermieden werden.

Ueber den politischen Ertrag der Reise brauchen wir heute noch nicht zu reden; nur ein nüchternes Wort wollte ich in den allzu lauten Festlärm sprechen, zur Vorsicht mahnen, vor dem Truggeschwätz warnen, das wieder einen Wendepunkt der Weltgeschichte sieht. Quid sit futurum cras? Fuge quaerere. Wie oft hat der mit Sorgfalt bereitete Schein schon unserem Hoffen gelogen, häufige Enttäuschung für Goethes Novemberstimmung den Boden bereitet.

Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das Bängliche
Das graugestrickte Netz.

Karl Schnitzler.

# Der Ursprung des revolutionären Syndikalismus.

Von Werner Sombart.

Das erste, was wir angesichts einer so seltsamen Lehre, wie der des revolutionären Syndikalismus, fragen werden, ist doch wohl dieses: wes Geistes Kind sie sei, um vielleicht schon aus ihrer Herkunft einiges Verständnis für ihre Eigenart zu gewinnen.

Die Frage kann zunächst in einem dogmengeschichtlichen Sinne beantwortet werden: indem wir die Fäden aufzuweisen suchen, die zwischen der syndikalistischen Theorie und älteren sozialen oder sozialistischen Theorien ein Band knüpfen.

Da tritt uns nun gleich die eigene, oft verkündete Ansicht der Syndikalisten selbst gegenüber: daß ihre Lehre ganz und gar keine neue Theorie darstelle, daß sie vielmehr nichts anderes sei, als der zu neuem Leben erweckte und somit allein echte — Marxismus. Wie ein alter Meister, sagen sie, der oftmals übermalt und überfirnißt ist, gereinigt werden muß, um ihn in seiner ganzen Schönheit und Echtheit genießen zu können, so haben wir die entstellenden und verwischenden Uebermalungen und Ueberfirnissungen von dem Bilde des Marxismus weggenommen, das nun erst sich unsern Blicken darbietet, wie es der Meister gedacht hat. Die Uebermalungen aber rühren nach der Meinung der Syndikalisten großenteils von Engels her oder gar von vorwitzigen Epigonen: so gehöre die ganze Lehre von der Entwicklung zur Friedfertigkeit, von der Legalité und ihrer Bedeutung für die soziale Umwälzung nicht dem ursprünglichen Marxismus, sondern sei ein später Zusatz von Engels. Marxistisch gedacht sei der Syndikalismus: sein Grundgedanke: „Die Emanzipation der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein", sei von echt marxischem Gepräge; ebenso sei die Auffassung marxisch, daß die großen Umwälzungen immer auf gewaltsamem Wege vor sich gehen. Wie denn überhaupt die Intensität des revolutionären Empfindens, das radikal-revolutionäre Wollen, auf das sie so entscheidendes Gewicht legen, aus rein marxischem Geiste geboren sei. Marx und der Marxismus seien „revolutionär" ihrem innersten Wesen nach und ganz und gar nicht revisionistisch-opportunistisch. Der Meister würde jene, die jetzt in seinem Namen die sozialistischen Parteien in den verschiedenen Ländern leiteten, als Verräter und Schänder seiner Lehren zum Tempel hinausjagen, kehrte er wieder.

Demgegenüber sind die orthodoxen Marxisten schnell bei der Hand mit ihrem (im sozialistischen Sinne vernichtenden) Urteile: der Syndikalismus sei gar kein Sozialismus, sondern Anarchismus. In verschiedenen der Berichte beispielsweise, die über den Gang der sozialen Bewegung in den einzelnen Ländern an das internationale Bureau in Brüssel erstattet werden, finden wir die ganze syndikalistische Theorie und Taktik als „neuesten Trick" des Anarchismus mit einer Handbewegung abgetan.

Wie steht es nun in Wirklichkeit?

Haben die Syndikalisten das Recht, sich als allein echte Marxisten zu bezeichnen?

Nun, daß sehr viel marxischer Geist in ihren Lehren steckt, ist zweifellos. Ich glaube, daß meine eigene Darstellung der marxischen Auffassung, die ich in meinem „Sozialismus" gebe, die Behauptung der Syndikalisten in weitem Umfange rechtfertigt: die saubere Trennung zwischen dem Proletariat und andern „niederen Volksschichten", wie sie jetzt wieder die Syndikalisten vornehmen, ist marxisch schlechthin; die starke revolutionäre Färbung ist wenigstens zweifellos jung-marxistisch, und so werden sich noch andere Berührungspunkte ohne Mühe nachweisen lassen. Aber auf der andern Seite enthält die syndikalistische Lehre

doch Bestandteile, die ich absolut nicht mit den Grundgedanken des Marxismus — in welcher Periode seiner Entwicklung auch immer — in Einklang zu bringen vermag. Ich finde nirgends im Marxismus eine ausdrückliche Ablehnung der parlamentarischen Aktion und glaube, daß die Idee der Action directe, die doch die tragende des syndikalistischen Gedankensystems ist, schlechthin im Widerspruch steht mit der von Marx niemals ausdrücklich aufgegebenen Lehre von der Diktatur des Proletariats. Es sei denn: die Syndikalisten wollten diese Lehre als unmarxistisch in dem Sinne, wie ich es in meinem „Sozialismus" tue, kennzeichnen: dann aber würden sie zu einer Auffassung des Marxismus gelangen, die im übrigen ihrer Theorie — namentlich ihren „revolutionären" Ideen — schnurstracks zuwiderliefe.

Man wird also sagen müssen: der Syndikalismus hat manche Bausteine für seine Lehre dem Trümmerhaufen des marxischen Systems entnommen, hat aber offenbar auch anderswoher sich Material zu beschaffen gewußt. Gewiß auch vom Anarchismus, wie seine orthodoxen Gegner behaupten und wie Syndikalisten und Anarchisten selbst (Pouget, Broutchoux, Fabbri u. a.) ohne weiteres zugeben. Offenbar ist doch der Grundgedanke des Antiparlamentarismus und der direkten Ation, ist aber auch der Plan der antizentralistischen, auf der Autonomie der einzelnen Arbeitergruppen aufgebauten Zukunftsgesellschaft u. a. der anarchistischen Ideenwelt entnommen.

Und zu diesen marxistischen und anarchistischen Bestandteilen sind dann noch wichtige Elemente aus andern Systemen hinzugefügt worden: Enrico Leone beispielsweise läßt einen starken Zufluß tradeunionistischer Gedanken in seinen Schriften verspüren. Edouard Berth wandelt mit Vorliebe auf den Spuren Proudhons, wenn er beispielsweise in einem geistreichen Essay als die wichtigste Aufgabe des Syndikalismus bezeichnet: „Die Schicksalsmäßigkeit der Arbeit zu besiegen": vaincre la fatalité du travail.

So daß sich uns die syndikalistische Lehre eher als ein buntes Gemisch aus den verschiedenartigsten Elementen darstellt.

Aber diese dogmengeschichtliche Ahnenprobe ist am Ende gar nicht so wichtig. Wichtiger für das Verständnis einer sozialen Theorie erscheint mir vielmehr: sie aus den objektiven Bedingungen herauszudeuten, unter denen sie entstanden ist, sie als Erzeugnis also eines bestimmten nationalen, sozialen, politischen, kurz kulturellen Milieus zu begreifen.

Da werden wir uns erinnern, daß die neue Lehre in Frankreich entstanden ist und bisher nur in Italien Wurzel geschlagen hat. Das ist kein Zufall. Denn bei genauem Zusehen werden wir bald gewahr, daß sie ein spezifisches Gewächs französisch-italienischen, genau vielleicht nur französischen Bodens ist, daß sie nur in diesen Ländern entstehen konnte.

Da ist zunächst der Volkscharakter (und zwar denke ich vorwiegend an Frankreich bei meiner Analyse, weil ja Frankreich doch das Ursprungsland des Syndikalismus ist), dessen Einfluß wir ganz deutlich wahrzunehmen vermögen, wenn wir die syndikalistischen Lehren etwas eingehender betrachten. Nur in einem so hochkultivierten Lande wie Frankreich, scheint mir, konnte eine solche Theorie entstehen: sie konnte nur von ganz überfeinerten Geistern konzipiert werden, von raffinierten Menschen, deren Ueberkultur so groß ist, daß sie nur noch Gefallen finden an dem Außergewöhnlichen, Ungeheuren, Sensationellen, deren Nerven ganz starke Reize brauchen, um in Schwingung zu kommen. Die aber auch aus einer gewissen künstlerischen Empfindsamkeit heraus eine Abneigung haben gegen alles Philistertum, gegen die boutique, gegen alles spezifisch „Bürgerliche". Seide kontra Wolle! Das Alltägliche ist

ihnen ebensosehr ein Greuel wie das Natürliche. Es sind Gourmets der sozialen Theorie, die den Syndikalismus als Gedankensystem geschaffen haben.

Und wiederum die Menschen, die als Träger der syndikalistischen Bewegung gedacht sind, können nur Franzosen (oder allenfalls Italiener) sein: Menschen, die gewohnt sind, impulsiv zu handeln, bei denen plötzlich ein heißer Strom der Begeisterung das ganze Innere durchflutet, deren Wesen von solchen plötzlichen Wirkungen beherrscht und zu raschen Taten fortgerissen wird, die „Elan" haben, aber nur wenig Stetigkeit, Ausdauer, Unverdrossenheit, Schrittvorschritthaftigkeit.

Unverständlich bliebe eine Theorie wie der Syndikalismus auch, wenn man nicht die eigenartige Geschichte Frankreichs zur Erklärung heranzöge, die so durchaus von der Tatsache des großen Revolutionserlebnisses beherrscht wird, daß bei jeder Gelegenheit die Erinnerung an die denkwürdige Zeit hervorbricht: vor allem finden wir im Syndikalismus den alten unverwüstlichen Gedanken als Leitmotiv wieder: die Revolution wird verraten. Wir müssen der Revolution zu Hilfe kommen. (Was damals die Revolution von 1792/93 war, ist jetzt die Idee der sozialen Revolution.) Ueberall wittert man Verräter, „Aristokraten".

Und dann scheint mir das ökonomisch-soziale Milieu, in dem die Lehren des Syndikalismus entstanden sind, von starkem Einfluß auf deren Inhalt gewesen zu sein. Ich möchte geradezu sagen: die grundlegende Idee der korporativen gruppenmäßigen Organisation der zukünftigen Gesellschaft, die Theorie der Arbeit und ihrer Befreiung und vieles andere konnte nur in einem Lande gedacht werden, wo der Typus der kapitalistischen Unternehmung großenteils noch das mittelgroße Atelier ist mit dem maître-ouvrier an der Spitze und den verhältnismäßig wenig zahlreichen Gehilfen. Die Vorstellungen, die vielen Theorien der Syndikalisten zugrunde liegen, tragen (so sehr diese es ableugnen mögen) ein durchaus handwerksmäßiges Gepräge: ich verweise z. B. auf den Aufsatz Ed. Berths im Januarheft 1907 des Mouvement socialiste, wo (in Anlehnung an Proudhon) ganz frank und frei als Ideal der Arbeiterorganisation der allmähliche Aufstieg vom Lehrling zum Gesellen, zum Meister gepriesen wird.

In diesem Milieu wuchert natürlich ein kleinbürgerlicher Geist besonders stark und droht die Arbeiterbewegung jederzeit zu unterdrücken. Dieses Ueberwiegen der kleinbürgerlichen Elemente zusammen mit der eigentümlichen Geschichte des Landes bewirkt dann leicht eine Hypertrophie der rein politischen Bewegung, die ihr Uebergewicht um so stärker fühlbar macht, je schwächer die spezifisch proletarische, das heißt die Gewerkschaftsbewegung ist. Diese Tatsache muß man vor allem in Betracht ziehen, will man sich die Entstehung der syndikalistischen Theorie in so spätem Entwicklungsstadium der sozialen Bewegung zum Verständnis bringen: daß sie eine Reaktion darstellt gegen die Vernachlässigung der Gewerkschaftsbewegung in den romanischen Ländern. Ein englischer oder ein deutscher Arbeiter begreift diese antipolitische Strömung deshalb so viel schwerer, weil er — der Engländer von jeher, der Deutsche seit einem Jahrzehnt — stets auf dem festen Fundamentum einer starken gewerkschaftlichen Organisation gestanden hat, die den romanischen Ländern fehlt. „Die Partei", schreibt E. Leone zum Beispiel, „war auf dem Kampfplatze erschienen: mit den Erfolgen ihrer demokratischen Politik hatte die gleichzeitige Entwicklung der Klassenbasis nicht Schritt gehalten. In diesem Augenblicke mußte es als Pflicht empfunden werden, die gewerkschaftliche Organisation zu pflegen und zu fördern." In Ermangelung einer starken Gewerkschaftsbewegung verschlang die parlamentarisch-politische Partei in jenen

Ländern die soziale Bewegung fast vollständig und erfüllte sie bei dem schon erwähnten Vorwiegen kleinbürgerlicher Elemente mit rein bürgerlich-demokratischem Geiste: der Sozialismus wurde tatsächlich zu einer „Volksbewegung", die sozialistische Partei zu einer reinen Volkspartei, die ihr spezifisch proletarisches Gepräge je mehr und mehr abstreifte. Den Höhepunkt erreichte diese Verbürgerlichung im Millerandismus, der dann auch den Hauptanstoß zur syndikalistischen Reaktion in Frankreich gegeben hat.

Dazu kommt noch, daß den romanischen Ländern ein aus „Intellektuellen" und Kleinbürgern zusammengesetztes Politikantentum besonders eigen ist, von dem man eine schwere Schädigung der proletarischen Interessen (vielleicht mit Recht) befürchtete.

Wiederum fast unverständlich für einen Deutschen oder Engländer oder Amerikaner ist es, wenn Lagardelle die „Intellektuellen" als die an der Erhaltung und Ausdehnung der staatlichen Funktion in erster Linie interessierten Elemente charakterisiert: „d'une part la classe ouvrière, d'autre part la masse des intellectuels qui fournit leur personnel aux factions politiques (!) pour l'exploitation de l'Etat, tend au contraire à augmenter le rôle du pouvoir, à élargir le domaine des institutions gouvernementales, à étendre la fonction dirigeante des partis". Von alledem ist natürlich in den nicht romanischen Ländern so gut wie keine Rede.

Ich glaube also in der Tat, daß nur in einem französischen (italienischen) Milieu die neue Theorie zu entstehen vermochte. Damit könnte ich nun mein Urteil über ihren Wert und ihre Bedeutung für die soziale Bewegung als abgeschlossen betrachten, wenn mir eine Reihe von Gedanken nicht doch eine eingehende sachliche Prüfung zu verdienen schienen und wenn ich nicht doch annähme, daß wenigstens einzelne Bestandteile der syndikalistischen Lehre zu größerer Wirkung zu gelangen bestimmt sind.

Ich will deshalb versuchen, in den folgenden Studien diesen neuen Gedankenbildungen soweit es mir möglich ist, gerecht zu werden, dadurch, daß ich ihre Tragweite für die Geschichte des Sozialismus und der sozialen Bewegung abzumessen mich bemühe.

# Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

Wenn wir einen Mann von Bedeutung, einen Ritter vom Geiste, persönlich und lange gekannt haben, so ist, was uns immer wieder heimsucht, wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt, vor allem sein Bild als Mensch, die verschiedenen im Laufe der Jahre von ihm empfangenen Eindrücke, wie er bei dieser oder jener Gelegenheit ausgesehen, was er gesagt und getan hat, die ganze Außenseite seines Wesens mit ihrer Ausstrahlung, seine Eigenheiten und komischen Seiten.

Doch das macht nicht den Mann. Die Literarhistoriker preisen sich in der Regel glücklich, nichts über Sophokles oder Shakespeare zu wissen. Sie meinen, daß hierdurch die Werke um so reiner auf sie wirken, die Bücher ohne irgendein störendes, ihnen nicht zukommendes Element hervortreten.

Mich, meinesteils, würde es nicht stören, genau zu wissen, weshalb oder wie Shakespeare die Werke anderer bearbeitet und mit andern zusammengearbeitet hat. Doch räume ich willig ein, daß derartiges von untergeordneter Bedeutung ist. Auch bei den Zeitgenossen ist es das Werk, worauf es ankommt, das bleibt, wenn die Gestalt verschwindet.

Da versucht man denn, den Verstorbenen „unter der Form der Ewigkeit", wie Spinoza es nennt (sub specie aeternitatis), zu sehen.

Ewigkeit ist nun gleichwohl ein sehr großes Wort. In der Literatur ist ein Jahrhundert eine respektable Ewigkeit. Der Werke sind wenige, die einen solchen Zeitraum überleben. Und in keines Jetztlebenden Macht steht es zu entscheiden, was die Zukunft über die Bücher und Männer, die uns am meisten beschäftigen, sagen werde. Was in dem Werke und dem Manne sich hoch über die Zeit, die ihn zeugte, erhebt, das wissen unsere Nachkommen besser als wir.

Was wir hingegen besser als sie kennen, sind alle die Beziehungen, in denen das Werk ursprünglich stand, dessen Bedingungen und dessen Voraussetzungen im Urheber und seiner Umgebung. Mit andern Worten: Die Zukunft schätzt das Werk besser ab als wir. Aber wir verstehen das Werk besser als sie; denn eine Sache verstehen, heißt ja, sie auf ihre Voraussetzungen zurückführen.

Die Zeitgenossen sind überdies die einzigen verläßlichen Zeugen hinsichtlich des Eindrucks, den die Arbeit bei ihrem ersten Erscheinen gemacht hat — daran läßt sich die Größe des zwischen Urheber und Leserwelt vorhandenen Abstandes bemessen.

Trotz aller Versuche, das Lebenswerk eines Zeitgenossen vom Standpunkte der Ewigkeit aus zu sehen, empfindet man es demnach als berechtigt und notwendig, seinen Ausgangspunkt vom Verfasser zu nehmen und sich vor Augen zu stellen, was und wie er war.

## I.

Alexander Kielland war ein Patriziersohn aus einer kleinen norwegischen Küstenstadt, der wohlgeborene Sprößling eines alten Handelshauses, eines Geschlechts, dem ererbte Vorstellungen von Würde innewohnten, das mit der europäischen Eleganz Fühlung hatte und im übrigen konservativ wie alle vornehmen Kleinstadtfamilien war. Allein seine Empfängnis fiel in das aufrührerische Jahr 48, und es ist, als ob dieser Ursprung in seinem Gemüte nachgewirkt hätte.

Alexander Kielland war der schmuckste Student seines Jahrgangs. Der alte Kürschnermeister Werring soll versichert haben, solange er seine Troddelmützen auch schon nähe, nicht einer hätte die Studentenkappe getragen wie er. Und ein aus jener Zeit aufbewahrtes Porträt bestätigt diese Aussage: Ein offeneres, schöneres, keckeres Jünglingsantlitz und eine stolzere Haltung wird man lange suchen können.

Er sah gut aus und war sich dessen bewußt. „Ich habe eine märchenhafte Gesundheit und ein gutes Aeußere", mit diesen Worten stellte er sich in einem Privatbriefe vor. Letzteres hielt länger vor als die erstere.

Er hatte eine schöne, stattliche Erscheinung, einen sonnigen Blick in den braunen Augen, ein kleidsames Lächeln und allezeit Haltung. Als er seine Fähigkeiten an den Tag legte, den Ruf bekam, Witz und dichterische Anlagen zu besitzen, gereichte es ihm selbstverständlich zur Befriedigung, seinen Mann zu stellen. Doch zweifle ich, daß er jemals so viel Freude an seinem Talent wie an seinem Aeußern gehabt. In seinen Jünglingsjahren fuhr ich einmal mit ihm die norwegische Küste entlang. Er wollte nach Trondhjem, um dort eine Vorlesung zu halten, von der er sich viel versprach. Als ich wieder mit ihm zusammentraf, gab er auf die Frage: „Wie ist es gegangen?"

die Antwort: „Miserabel! 19 Personen waren in allem da. So was Fades! Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, die Leute würden wegen des Quarks kommen, den ich geschrieben habe; aber einen so schönen Burschen zu sehen, das hätte ich denn doch geglaubt, würde sie interessieren.“ Er hatte damals noch nichts als seine ersten Novelletten verfaßt. — In Stavanger ansässig, ließ er gleichwohl alle seine Anzüge nach Maß in Hamburg machen. Die Stavanger Schneider mochten wohl nicht auf der Höhe gewesen sein. Wir korrespondierten seit einem Jahre etwa, und ich hatte aus seinen Briefen seine große Jugendlichkeit, seinen Humor kennen gelernt und was für Keime in ihm lägen, als ich im Jahre 1880 nach Christiania kam, um dort einige Vorlesungen zu halten. Kielland sollte an demselben Tage, an dem sie begannen, aus dem Norden kommen. Wie ich aus der Universität gehe, sagt mir ein Bekannter: „Alexander Kielland war in Ihrer Vorlesung; er saß neben mir.“ — Unwillkürlich stelle ich die törichte Frage: „Nun, und war er mit ihr zufrieden?“ „Um die Wahrheit zu gestehen“, lautete die Antwort, „er hat sich nicht darüber geäußert.“ — „Gar nicht?“ — „Nein, d. h. das eine hat er gesagt: Ich möchte doch wissen, wo der Mann seine Sachen machen läßt. Der Frack, den er an hat, sitzt ausgezeichnet.“

Als ich den nächsten Morgen im Hotel beim Tee saß, brachte man mir aus der Etage unter mir Kiellands Karte. Er kam, und wir sprachen uns zum erstenmal miteinander nach Herzenslust aus. Er war lebhaft, heiter, voll Selbstironie, erzählte mir u. a., in welcher Spannung er umhergehe. Zum ersten Male sollte er an dem Tage eine dem Verlauten nach außerordentlich schöne Dame sehen, die ihm mehrmals geschrieben hatte und die das Düstere, Herbe, das sich hinter dem glänzenden Stil seiner Novelletten barg, ungemein anzusprechen schien. Nach einigen Umschweifen rückte er dann mit der einzigen persönlichen Frage heraus, die er an mich richtete: „Mit Verlaub, wo haben Sie den Frack machen lassen, den Sie gestern an hatten. Er saß wie angegossen. Dürfte ich mir die Adresse Ihres Schneiders erbitten?“ Ich war damals in Berlin ansässig, und mein Schneider demzufolge etwas schwer zugänglich für ihn.

Unserer Verabredung nach sollte er mir abends über den Ausgang seines ersten Besuchs bei der schönen Dame Bericht erstatten. Diese Dame war übrigens keine Geringere als die nachmalige Frau Amalie Skram. Er kam indessen den Abend nicht wieder, woraus ich schloß, daß der Besuch nicht nach seinem Wunsche ausgefallen war. Auf meine Frage am nächsten Morgen erwiderte Kielland: „Ja, sehen Sie, es ging gerade nicht zum besten. Nach meinen Novelletten scheint sie sich von dem Verfasser die Vorstellung gemacht zu haben: düster, mager, Weltschmerz. Kaum war ich ins Zimmer getreten und hatte meinen Namen genannt, als sie die Hände zusammenschlug und ausrief: „Nein, der vergnügte, feiste Geck!“

Es gehörte die ganze Sicherheit eines Weltmannes dazu, so etwas über sich selbst zum besten zu geben. Doch so drollig der Ausruf ist, so wenig zutreffend war er.

Kiellands Geckenhaftigkeit war die eines Kindes. Ich möchte bestreiten, daß er mit Recht eitel genannt werden kann. Er hatte die Freude eines Kindes an dem, was er an der Kleidung als schön oder eigentümlich betrachtete. In seinem Vorzimmer pflegten seine sieben bis acht Kopfbedeckungen, darunter der rote Fez, zu hängen. Man hatte den Eindruck, es sei eine Herrengesellschaft da. Einmal kam er nach Kopenhagen

und machte, wie gewöhnlich, sofort Besuch bei einigen seiner Bekannten. Er fuhr von dem einen zum andern mit wachsender Ungeduld. Keiner von ihnen beachtete seinen Anzug. Er hatte sich damals gerade eine eigene Sorte von ungemein großen, weichen Umschlagkragen angeschafft, die seinen Hals sehr gut ließ. Endlich abends im Theater platzte er heraus: „Da könnte man doch des Teufels werden! War ich da heute bei dem und dem und dem und dem und treffe nun Sie am Abend hier, und kein Mensch hat mir ein Wort über meinen Kragen gesagt. So schauen Sie sich ihn doch an."

Insofern er sich in den Tagen der Jugend mit einem neuen Kragen und in späteren Jahren mit einer neuen Uniform zu freuen vermochte, konnte man ihn geckenhaft nennen. Er brach dem aber die Spitze dadurch ab, daß er selbst sagte: „Ich weiß, Ihr habt Nachsicht mit den Großhändlerallüren und dem Läppischen, das ich an mir habe." — Die andern hätten wohl mehr Grund gehabt, an seine Nachsicht zu appellieren.

Man möge aber auch nicht außer acht lassen, wie er mittels des Anzuges seine Figuren zu kennzeichnen verstand.

Man denke nur an die beiden alten Brüder aus „Garman & Worse" in ihren Unterhosen. Der junge Konsul im Nachthemd mit an den Knien von Bändern und breiten Binden befestigten Flanellhosen, die dünnen Waden in langen grauen Strümpfen, wie nur Jungfer Cordsen sie stricken konnte; der Legationsrat in türkischen Pantoffeln, glatten Trikots, die sich straff an seine schönen Beine legen, und einem feinen gestärkten Hemde, in dem er des Nachts im Bett zu liegen pflegt.

Frau Skrams Ausruf tat Kielland ferner unrecht, wenn sie auch nur einen Augenblick daran zweifelte, daß es ihm mit seiner Entrüstung und seinen Angriffen ernst gewesen. Vergnügt war er in keinem andern Sinn als dem, gesund, keineswegs in jenem, zufrieden zu sein.

Er hatte schon damals nach einem englischen Gemälde die Novellette „Welke Blätter" verfaßt. Zwei Liebende, die in einen leichten Zwist geraten sind. Sie sitzen in einem offenen Lusthause. Welke Blätter fallen um sie her. Die Dame sieht aus, als erleide sie eben einen Verlust.

„Zweifle nicht an meiner Liebe!" beschwört er sie eifrig. Doch sie hat daran gedacht, daß selbst diese allmächtige Liebe wie eine Blume im Herbst ende.

„Welke Blätter!" sagt sie ruhig und, sich erhebend, zerstreut sie mit dem Fuße die schönen Blätter, die der Wind zusammengetragen hatte und nun aufs neue geschäftig zu einem kleinen Grabhügel schichtete. Der Dichter aber schließt mit den Worten: Und wie wir sind, kommt mit der Zeit an jeden von uns die Reihe, auf einen Gartenstuhl uns hinzusetzen und auf einen kleinen Grabhügel von welken Blättern zu starren.

Kielland beginnt als ein Erfahrener und ein Mißvergnügter, und der Titel, den Garman & Worse ursprünglich führen sollte, war „Die Mißvergnügten". Er wurde dann in „Garman und Kruse" umgewandelt, und der einzige junge Mann, der im Buch seinen Willen durchsetzt, hieß anfangs Lars Kruse. Da aber Holger Drachmann, als noch das Buch in der Ausarbeitung begriffen war, seine bekannte Schrift mit eben demselben Namen auf dem Titelblatte herausgab, mußte Kiellands Roman den seinen nochmals wechseln und bekam das Firmazeichen, das er berühmt gemacht hat. Die männliche Hauptperson aber wurde in Jacob Worse umgetauft.

Wenn Kielland sich selbst als einen Mißvergnügten auffaßte, so kam es daher, daß er das Gefühl hatte, in Opposition zu stehen. Und dieses Gefühl der Opposition beherrschte ihn in unbestimmterer Weise fast von 1867, dem ersten Jahre, da er Student wurde, an. Er ging schon damals seine eigenen Wege, legte, halb als Sohn aus reichem Hause, halb als vornehme Natur, Gleichgültigkeit an den Tag gegen vieles, das die Begeisterung der Kameraden weckte, wie etwa der Uebertritt einer Anzahl Schauspieler aus dem Christianiatheater zu einer andern Bühne, und was dergleichen nationale Kampfhandlungen mehr sind.

Er schien blasiert, allein die Blasiertheit zeigte sich zumeist darin, daß er die Kontrolle der Kameraden nicht litt. Bezeichnenderweise trug er — wie einer seiner Studiengenossen in „Verdens Gang" mitteilte — die Bücher, die er der Universitätsbibliothek entlehnt hatte, auf der Straße stets eingepackt. Allein wir wußten doch, sagt der Verfasser, daß es Dickens, Heine, Sören Kierkegaard, besonders der letztere, seien.

Diese Namen haben für Alexander Kielland weit über seine erste Jugend hinaus Bedeutung.

In dem Geiste, der seine Schriften beseelt, ist etwas, das sich von Dickens herleiten läßt — des Bankchefs Christensen weiche Spürnase erinnert an ihn. Die Bücher haben ein englisches, zumal Dickenssches Gepräge durch die Art, wie darin für die Kleinen in der bürgerlichen Gesellschaft Partei ergriffen wird, und durch den grellen Gegensatz zwischen den Gestalten, die der Verfasser liebt, und jenen, die er verabscheut.

Insoweit Alphonse Daudet unter dem Einflusse von Dickens steht, vermochte er auf Kielland Eindruck zu machen. Das Hochzeitsmahl der Dienstleute in „Arbeiter" erinnert ein wenig an das Gesindefest in Daudets „Nabob".

Von Heinrich Heine schreibt sich etwas von Kiellands Radikalismus und Respektlosigkeit, vielleicht auch etwas von seiner Vorliebe für Frankreich her.

Von Sören Kierkegaard stammt in vielfacher Hinsicht sein Standpunkt dem Christentum gegenüber.

Er war wie Kierkegaard ein Gegner jedweden offiziellen Kirchentums, blieb jedoch bei all seiner persönlichen Irreligiosität der Hauptsache nach in seinen Sympathien ein Christ. Man vergegenwärtige sich nur die Schilderung des edlen Laienpredigers in „Schiffer Worse", und welches Mitgefühl sich in dem Buch mit der Sekte der Haugianer kundgibt (Alexander Kielland ist nirgends Heide in dem Sinne, in dem z. B. Henrik Pontoppidan so genannt werden kann). Wer sich der vielen, fein umrissenen und fein durchgeführten Priestergestalten Kiellands erinnert, wird leicht erkennen, daß der Gesichtswinkel, von dem aus sie bei ihm betrachtet werden, derselbe ist, von dem sie auch in Kierkegaards „Augenblick" gesehen sind, daß hier wie dort der Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Lehre dieser Priester und der des Neuen Testaments, noch mehr zwischen dieser Lehre und ihrem Leben beleuchtet wird. Es war denn auch ein Lieblingsgedanke Kiellands, daß eine Volksausgabe des „Augenblick" zu einer Krone, im Stile etwas vereinfacht, veranstaltet werden sollte. Schon so frühe wie im Dezember 1879 schrieb Kielland mir darüber und bat mich, das Buch mit einer orientierenden Vorrede zu versehen, doch „ohne Ihren abschreckenden Namen".

(Fortsetzung folgt.)

# Erlauschtes aus Paris.

Von Paul Stark (Paris).

„Nun, haben Sie schon eine cochère erspäht? Es sind ihrer eigentlich nur sehr wenige auf dem Boulevard."

„Femme-cocher ist der richtige Ausdruck für weibliche Kutscher, lieber Herr Landsmann. So wie man femme-advocat sagt oder femme-sandwich."

„Merci, Herr Professor!"

„Die femme-sandwich, diese ins Pariser Weibliche übersetzte Ausgabe der Londoner Sandwichmänner taucht jetzt zum erstenmal auf den Boulevards auf. Sehen Sie, da kommen gleich zwei Paar solcher femmes-sandwich an uns vorbei. Uebrigens, scheußlich, die vorne und rückwärts mit Plakattafeln behangenen Reklameweibchen!"

„Vorder- und Rückseite ganz gleich und ganz flach — da ist unsere deutsche Frauenbewegung wieder längst voran gewesen: Reformkleidung! Ja, auch auf den Boulevards wird man jetzt praktisch und solide."

„Das gilt in allem Ernste für ganz Paris und für ganz Frankreich. „Oh, nous ne sommes plus si gais!" höre ich meine Pariser Bekannten sagen. Und in der Tat — wenn man nach längerer Zeit wieder herkommt, fällt es einem auf — man wird seit den letzten Jahren in Paris ernster . . . strammer!"

„Mein lieber Professor, ich muß Ihnen da die Ansicht Ihres berühmten Berliner Kollegen Professor Sombart entgegenhalten, der von irgendwelcher zunehmenden Strammheit in Frankreich nicht nur nichts weiß, sondern vielmehr Ursache zu haben glaubt, von ‚dem vielleicht schon in politischer Auflösung befindlichen Frankreich' zu sprechen."

„Ah, Sie meinen den Artikel, den Professor Sombart vor einiger Zeit im ‚Morgen' über den Hervéismus veröffentlicht hat. Ich las ihn auch in der Bahn und hatte bereits die Empfindung, in ein Land zu reisen, das seiner Auflösung entgegensieht."

„Und Sie werden alsbald hier aus eigener Anschauung gelernt haben, wie wenig Nährboden die antimilitaristischen Ideen in Frankreich finden. Mein altes Kriegerherz schlug höher, als ich eine Woche hindurch hier auf Schritt und Tritt dem ausgelassenen Treiben der „joyeux conscrits" begegnete. Dieses kleine Rekrutenvolk hier bringt eine angeborene, überschäumende Lust zu seinem neuen Beruf in die Kaserne mit. Dazu muß man noch nehmen, daß ein beträchtlicher Teil des Soldatennachwuchses bereits zwischen seinem siebzehnten und zwanzigsten Jahr freiwillig in militärisch geleiteten Anstalten eine ausgezeichnete Vorbildung genossen hat. Diese „sac au dos" genannten Anstalten, die es mit unseren „Jugendwehren" wohl aufnehmen können, erfreuen sich im Volke immer größerer Beliebtheit. Indes ist der Name Hervés in Frankreich weniger bekannt als im Auslande, obschon er auch hierzulande in den Bühnenrevuen oft genannt und in den Zeitungen täglich gedruckt wird."

„Aus ihren Zeitungen, Büchern und Theaterstücken die Franzosen kennen zu lernen, glauben die meisten, und manchmal auch gründliche Gelehrte. Da sind aber schon persönliche, praktische und häufige Studien notwendig. Wäre es, zum Beispiel, gestern das erstemal gewesen, daß ich im Grand Guignol war, so könnte ich leicht den Eindruck erhalten haben, ich hätte einer antimilitaristischen Kundgebung beigewohnt. Nichts wäre jedoch verfehlter. Was den Anschein erweckt, ist ein unterseeisches Drama „En Plongée" betitelt, das mit seinen zwei kurzen Bildern allabendlich in dem kleinen Montmartretheater — Martertheater, théâtre des tortures, wird es schon lange genannt — lebhaftes Gruseln und lauten Beifall hervorruft. Beim Aufgehen des Vorhangs lernen wir ein neuartiges Milieu, das Leben und Treiben in einem Unterseeboote kennen. Plötzlich sinkt das havarierte Boot, giftige Gase bringen Mannschaft und Offiziere dem Er-

stickungstode immer näher ... Immer atembeklemmender wird die Atmosphäre auch im Publikum, so daß die Zuschauer es gewissermaßen als eine Erlösung begrüßen, wenn unter der Mannschaft eine Meuterei ausbricht und die Insassen mit einigen blitzschnellen Revolverschüssen sich gegenseitig rasch umbringen. Der Vorhang fällt und geht gleich wieder auf: das feierliche militärische Begräbnis der Opfer. Ein Minister im Frack hält die obligate, große patriotische Grabrede, feiert mit großen Worten „die Helden, die so brüderlich miteinander fürs Vaterland in den Tod gingen". Dröhnendes Salutschießen und dito Schlußapplaus. Letzterer wiederholt sich im darauffolgenden Einakter, in dem ein zerstreuter Gelehrter der Medizin unausgesetzt seine Operationszange sucht und nicht weiß, in welchem Unterleibe er sie vergessen. Schließlich findet er die Pinzette in seiner Zuckerbüchse. Blutige Satire. Man lacht aus vollem Halse, aber mit einem Lachen bon enfant. Denn im Grunde genommen schätzt man die ärztliche Wissenschaft hierzulande zumindest so hoch, wie in anderen zivilisierten Ländern, obwohl man es seit Molières Zeiten gewohnt ist, sich über sie lustig zu machen. Ebenso liebt und achtet der Franzose sein Vaterland, wenn er es auch gern sieht, daß man die leeren Phrasen der Byzantiner des Patriotismus und des extremen Militarismus ins Lächerliche zieht. Jene Stellen der Jahresrevuen, die die Wahnideen Hervés drastisch verspotten, werden ja nicht minder mit beifälligem Gelächter aufgenommen. Seitdem die Theaterzensur aufgehoben ist, bekämpfen sich die Extreme noch heftiger und machen sich um so sicherer unschädlich. Freies Spiel der Kräfte. Sieger bleibt eben die Mittellinie des bon sens, des schlichten gesunden Menschenverstandes von Monsieur Tout-le-monde, der, wie die Franzosen längst wissen, mehr Geist und Verstand besitzt als Monsieur Voltaire."

„Diesem ausgezeichneten Monsieur Tout-le-monde mit dem bon sens begegnet man jetzt täglich auf dem Boulevard. Er grüßt mich, er drückt mir warm die Hand und ist überhaupt von der größten Herzlichkeit gegenüber dem Fremden, seitdem er das böse nationalistische Fieber überstanden hat. O, Monsieur Tout-le-monde hat in den letzten Jahren viele gefährliche Uebel überwunden. Und nun sollte ihm der bon farceur Hervé ernstlich schaden? Oder Monsieur Tout-le-monde müßte sich vor der zunehmenden Macht der Arbeitersyndikate fürchten? Allons donc! Damit gewinnt ja nur die Demokratie! Wird ihnen Monsieur Tout-le-monde mit seinem bekannten gesunden Menschenverstand antworten ... Verfallen wir Deutsche nur nicht in den früheren Fehler der Franzosen und unterschätzen wir unsere Nachbarn nicht. Bei ihnen ist aber gegenwärtig eher eine stramme Kräftezunahme als eine Krise zu merken."

„Beobachten wir hier den Boulevard, den vollen pochenden Herzschlag von Paris, den Pulsschlag des Landes. Er ist normal, kräftig und im Vergleich zu früheren Zeitläufen auffallend ruhig. Wohl schreien die Zeitungsverkäufer aus vollem Halse den neuesten Marineskandal aus. Aber die schönen Zeiten für sie sind vorüber. Die Skandale erregen nicht mehr in früherem Maße die Leidenschaften. Sie haben an Anziehungskraft eingebüßt. Dieser jüngste Skandal des degenerierten Seeoffiziers wird so rasch verraucht sein wie der Rauch in den Opiumhöllen von Toulon: ... Die nationalistischen Blättchen toben, doch der Boulevard reagiert nicht. Er erscheint gegen früher weniger gallisch und mehr universal. Von jenem praktischen Universalismus, der sich von den Extremen, Chauvinismus und Internationalismus, fernhält und der in gesunder Realpolitik den friedfertigen Austausch von Waren, Anschauungen und Sitten fremder Länder anstrebt. Englische Bars, deutsches Bier, reges Interesse für die jüngsten

Berliner Skandale, die amerikanische Mache der Zeitungen — fallen auf den Boulevards auf. Ja selbst die bisher so engherzig nationale französische Theaterindustrie findet am lukrativen Import fremder Bühnenwerke immer mehr Gefallen. Sarah Bernhardt, die vorige Saison mit Catull Mendès keine Geschäfte gemacht hat, hofft in Wildenbruchs ‚Rabensteinerin' das langersehnte Kassenstück gefunden zu haben."

„Die Aufhebung der Zensur hat also den erwarteten Aufschwung nicht gebracht?"

„Das erste Jahr zeitigte bisher die merkwürdige Erfahrung, daß die unbegrenzte Freiheit auch die Bühnenkunst der Boulevards solid gemacht hat. Auf den Boulevards wagt man sich ebensowenig zum rechtschaffenen Ehebruchstück aufzuschwingen, wie in der Comédie française. Die bisherigen Neuheiten stammen alle aus der zahmen Schule des rosenroten Capus und könnten etwa den Gesamttitel führen: „Die Reise um den Ehebruch herum". Dabei hat nur Louis Artus in den Variétés mit „L'amour en banque" ins volle Menschenleben gegriffen. Er hat aber einen dankbaren Vorwurf nur angeschnitten. Um die in der französischen Gesellschaft herrschende Spielwut würdig und wirksam auf die Bühne zu stellen, müßte ein neuer Sittenschilderer, müßte wieder ein Augier erstehen. Geschadet hat also die Aufhebung der Zensur nicht und sie kann noch viel nützen."

„Die Freiheit des künstlerischen Schaffens ist eine schöne Sache. Selbst wenn sie zu weit geht. Sehen Sie sich hier an der Ecke die Karikatur von der Hand Molochs an."

„Wieder der arme König der Belgier."

„Mit seinem schönen, weißen Bart . . . Und da sind gleich mehrere Störche, die respektlos am Königsbart zupfen."

„Mit Verlaub, mein Lieber, das sind „des petites grues". Unsere biederen germanischen Familienstörche haben damit nichts zu tun. Mit den Tierchen, die sich um des Königs Bart streiten, sind gewisse Spaziergängerinnen des Boulevards gemeint. Faire le pas de grue — Sie merken: auf und ab gehen."

„Abermals merci, Herr Professor. Ungastfreundlich bleibt es aber immer gegenüber dem König, der als liebevoller, morganatischer Gatte der Baronin Vaughan nun schon die längste Zeit in Frankreich weilt."

„Die Romanen verquicken Politik und Erotik gar zu gerne miteinander. Geld und Galanterie spielen in dieser halb athenienfischen, halb amerikanischen Republik eine große Rolle. Beide bilden wichtige Kapitel im Studium der französischen Demokratie. Bei dem letzteren Kapitel muß aber auch ich eine Ausnahme machen und bin gezwungen, es nur als reiner Theoretiker kennen zu lernen. Zumeist aus den Zeitungen. Da hören sie die kleine nouvelle à la main aus dem Cri de Paris. Eine junge Dame beschwert sich beim Schutzmann an der Ecke, daß ein Herr sie verfolge und sie beleidigt habe. Schutzmann: Mein Herr, Sie haben Madame beleidigt?! Herr: Das habe ich nicht getan, ich habe ihr hundert Franken angeboten. Schutzmann: Hundert Franken? Dame: Jawohl. Schutzmann: Hundert Franken, und das nennen Sie eine Beleidigung, Madame? Sie wollen wohl die Polizei zum Narren haben! . . . Bezeichnend, nicht wahr? Wenn man, wie ich, als purer Theoretiker . . . Ah! da kommt Freund Müller heran, mit dem ich im Hotel abgestiegen. Ach, seien Sie so gut, lieber Landsmann, und bestätigen Sie ihm, ich hätte die Nacht ausbleiben müssen, um mit Ihnen nach dem Schlachtfelde von Champigny zum neuenthüllten deutschen Kriegerdenkmal zu fahren."

„Schlachtfeld von Champigny? . . . Sehr wohl, tapferer Theoretiker!"

# Orchideen.

Von Gräfin L. Uxkull.

Karmoisinrote Seidenvorhänge öffnen sich breit auf einen Saal. Die Wände sind aus kühlem, glatt poliertem, grüngrauem Onyx. Sie fangen wie Spiegel die roten Glasblumenlichter der Wandarme ein, scheinen sich langsam von innen her zu erhitzen. Es ist, als verflüchtige sich mit jedem Augenblick etwas von ihrer wundervollen Kühle, als saugten sie sich nach und nach ganz voll von der Wärme, die aus den Schultern der Tänzerinnen strahlt, aus dem Lächeln der Herren, aus den schwülen, auf zitternden Geigensaiten schwingenden, wiegenden Walzermelodien. Und aus dem Dufte der großen Orchideensträuße, deren Blüten wie durstig geöffnete Lippen, starre bannende Schlangenaugen, begehrliche Finger über die Ränder der japanischen Emailvasen wuchern.

Eckbert blickt in den Saal.

Durcheinander schieben sich die Paare, vorwärts, rückwärts, um sich selber kreisend, langsam, als strichen sie, bunte Fische, durch die grünen Kristallwogen des Bostontaktes.

An den Wänden stehen Herren, die töricht lächeln oder gelangweilt ein Monokel aus dem Auge fallen lassen oder finster und verbissen dreinschauen, als ob sie plötzlich jemand erwürgen könnten.

Melancholische ältere Damen sitzen zusammengesunken auf Armstühlen: sie denken, wie schnell man die Flügel verliert, wie schnell jener Herr, der ihre Tochter kühn und siegend im Arme durch die Menge trägt — wie schnell er auch ihr die Flügel abreißen wird . . .

Und dicke, lustige Frauen sehen lachend in die sich drehende Welt: immer wiederholen sich dieselben Geschichten, und immer sind sie interessant.

An Eckbert gleitet alles wie ein Schattenspiel vorüber. Er findet nichts schön und nichts häßlich — alles gleichgültig.

Und er denkt: Wie wunderlich es ist, so außen zu stehen: wie wenn man lange in den Nachthimmel gestarrt hätte zu den Lichtfunken empor, die im Weltenäther flirren, auf unschätzbare Weiten entfernt. Man weiß, daß kein Kontakt mit ihnen besteht — gar keiner. Sie werden nie mit unserer Welt in Wechselwirkung treten. Sie sind uns Schein, Spiel, Feuerwerk. — Ich werde fortgehen.

Zwei Herren unterhalten sich neben ihm. Der eine unterscheidet sich von einem Dutzend anderer nicht. Der andere hat schon eher etwas Besonderes: einen schlecht sitzenden Frack, der an Ellenbogen und Nähten glänzt. Graues, strähniges Haar hängt ihm hinten bis auf einen nicht tadellosen Klappkragen hinab. Plumpe Stiefel. Hosen wie Korkenzieher. Sein Gesicht hat etwas von dem eines gereizten alten Nagetieres.

Die beiden stehen vor einem der Orchideensträuße.

Der erste, der sich von einem Dutzend anderer nicht unterscheidet, betrachtet die Blüten, beriecht sie, betastet sie mit den Fingern. Dann sagt er:

„Diese Orchideen — kostbar! Grazie — bizarre Schönheit — Duft — Vornehmheit — alles vereinigen sie."

Das gereizte Nagetier antwortet:

„Jawohl. Aber sie sind Parasiten — etwas Verächtliches. Nein doch. Nicht einmal Parasiten sind sie — vielmehr Saprophyten! Das ist noch häßlicher."

Der Erste sagt lächelnd: „Saprophyten? Das klingt ganz gut. Ich könnte mir was Hübsches dabei vorstellen. Wollen Sie mir nicht erklären, was Saprophyten eigentlich sind?"

Der Herr mit dem schlechten Frack rümpft die Nase, so daß sie wie die eines Kaninchens in vielen Falten zittert. Als ob der andere ihn mit seiner Frage hätte beleidigen wollen, wirft er ihm zu:

„Saprophyten sind Gewächse, die nur auf verwesenden organischen Substanzen vegetieren. Pflanzenleichen — Tierleichen — davon nähren sie sich. Daraus ersteht die ganze Pracht. Das ist's, was sie in Schönheit, Anmut und Duft umarbeiten. Ach — ich verabscheue sie!"

Er schleudert einen Blick des Hasses und der Rankune auf die Blumen, die mit vollen Lippen zu lachen scheinen. Dem andern sind sie entzaubert. Beide gehen davon.

Eckbert fühlt sich auf einmal nicht mehr draußen stehend. Irgend etwas hat sein Inneres berührt.

Er sieht aufmerksam zu, wie die Paare sich in seltsam wogendem, langsamem Rhythmus durcheinander schieben: gleich einer Zeremonie vollzieht sich das; gleich der Zeremonie irgendeines geheimnisvollen, verderbten exotischen Kultus.

Plötzlich ist es ihm, als wucherten die Orchideen weiter und weiter über die Ränder der Emailvasen hinaus, über die blanke Fläche des Fußbodens hin: sie schießen empor, hängen und nicken in wunderlich gezackten und gefleckten Blütentrauben übereinander, erfüllen den ganzen Saal. Sie lächeln und winken, sie blicken aus traurigen, sehnsüchtigen Augen, sie locken, sie duften berauschend und schwer.

Grazie — bizarre Schönheit — Duft — Vornehmheit — alles vereinigen sie. So denkt Eckbert. Alle diese Menschen sind Orchideen. Und um zu dieser Blüte zu gelangen, was ließen sie alles in sich hinsterben! Wie viele Gedanken, Gefühle, Fähigkeiten, Erlebnisse liegen da drinnen tot und verwesend — wie vieles Unbeschreibliche, Ungreifbare, Namenlose, was leben wollte — was leben konnte . . . und alles um dieser Blüten willen!

Und nun spürt er das, was ihn mit jenen verbindet: das, was auch in seinem Innern lebendig emportreibt und aus Gestorbenem sich Nahrung trinkt und Kraft. Orchideen in ihm, wenn auch ein wenig kühner und wehrhafter gezackt, kälter und metallischer in der Farbe.

Auf den Klängen der Valse bleue schwebt es heran wie Träume, die verwischte Bilder um einen malen, und man hat das Bewußtsein, daß man sie vor Jahrtausenden schon einmal in einem andern Leben sah . . .

Ein altfränkisches Zimmer mit einer Hängelampe über dem runden Tisch. Geneigte Häupter, blonde und braune. Eine Frau mit glattem grauem Haare um ein stilles Friedhofsgesicht. Sie hat die Hände gefaltet. Ihre Augen weilen weitab. Im Halbdunkel der Zimmerecke spielen Lichtstreifen über die Mahagonipolitur des Klaviers, über

das weiße Gebiß der Tasten, über das helle Kleid eines viel zu zarten Mädchens. Beethovens Mondscheinsonate schluchzt unter ihren Fingern . . .

Waldhänge an hochgetürmten Gebirgsdomen. Eckbert fliegt den Höhen entgegen — jung, so jung! Und seine Seele braust und klingt von wundervollen Worten, die sich rhythmisch skandieren: zischend, als ob Wasser über geschmiedetes Eisen flösse — voll und dröhnend wie der Sturm, der über das Land ruft — weich, schmiegsam, zärtlich, sterbenstraurig, wie wenn Nachtigallen über blühendem Flieder schluchzen . . .

Dann gleiten drei Frauen vorüber Hand in Hand, als ob sie zusammengehörten und doch nichts voneinander wüßten. Sie haben die Augen niedergeschlagen — ist es Scham? Oder eine letzte Zartheit der Liebe, die nicht aufblicken will, weil sie weiß, daß unter den Lidern ein klagender Vorwurf steht? . . .

Schüchterne gelbe Keime sind das gewesen, daraus Rosenbüsche aufblühen konnten in Purpurpracht. Puppen sind's gewesen, in denen wundervolle Falter mit atlasblauen Flügeln schlummerten . . .

Anderes drängte erstickend darüber hinweg.

Die Welt sich erobern — die Menschen sich zwingen — Herrscher werden durch den Gedanken — Triumphator durch die Tat! Hart sein, kalt sein, mit einem ganz ruhigen, scharfen, vorwärts gehefteten Blicke.

Orchideen — Orchideen . . .

Einer, dem das gesellschaftliche Wohl seiner Mitmenschen besonders am Herzen liegt, sagt zu ihm:

„Kennen Sie Marozza? Marozza ist eine Göttin. Ich werde Sie vorstellen."

Eckbert verneigt sich vor einer Dame, die ein Kleid trägt wie Nebel über einem Flusse: fliederfarbene Gaze, durch die es silbern schimmert. Sie blickt auf ihn mit lastenden grauen Augensternen aus dunkeln Wimpern und schweren Lidern. Heiße Lippen lächeln abwesend.

Er fragt aus einem Pflichtbewußtsein heraus, ob sie tanzen wolle.

Sie sagt: „Nein, ruhen. Wir wollen ruhen und plaudern."

Sie hat ihre schmale Hand in seinen Arm geschoben — eine Hand, welche weiß, was sie will. Sie liegt ganz leicht und weich auf und führt ihn zielsicher aus dem Saale in das große Treppenhaus, wo Bänke zwischen hohen, blanken Säulenschäften stehen und breite, teppichbelegte Stufen an schmiedeeisernen Rampen hinabführen.

Einzelne Paare sitzen und flüstern in den Nischen.

Marozza läßt sich auf die Stufen niedergleiten. Die Schleppe ihres Kleides windet sich wie ein schimmernder Schlangenleib über den hellrasenfarbenen Teppich.

Ohne Eckbert anzusehen, sagt sie vor sich hin:

„Also plaudern wollen wir. Können Sie plaudern?"

Eckbert antwortet: „Ich fürchte: nein."

Darauf blickt sie lange und forschend in sein Gesicht. Wie zwei blanke, haarspitze Dolche dringen ihre Augen in ihn. Endlich sagt sie:

„Sie sollen sich nicht quälen. Wie ganz gute alte Freunde wollen wir sein und schweigen."

Sie sitzen stumm nebeneinander. Marozza ruht unbeweglich, auf einen Arm gestützt: wie eine weiße Wasserrose blüht ihre Büste aus den flimmernden Nebeln ihres Gewandes. Die Geigen singen vom Saale her: My Queen. O, wie jeder Bogenstrich über ihre Nerven bebt!

Immer, wenn sie diese Melodie hört, ist es ihr, als fasse ein dunkler Geist sie bei der Hand und schwebe mit ihr zurück — zurück — immer weiter — tief in violette Dämmerfernen.

Sie sieht einen vor sich am Boden liegen: Adonis, den bleichen, blutenden, wunderschönen Frühlingsgott.

Ach, was soll diese Wunde auf deiner Brust, Adonis, aus der dein heißes, leidenschaftliches Leben unaufhaltbar quillt — eine Flut glühender Mohnblüten, die ewigen Schlaf verstreuen? Warum mußtest du sterben, Adonis?

Marozzas Augen werden ganz starr und leer.

Sterben mußt' ich, weil ich dich liebte, Marozza! . . . Wie war uns das Leben schön! Eine in tausend Fazetten sprühende Schale, darin ein heißer Feuerwein perlte. Rosen zerpflückten wir und streuten einzelne Blätter über den Wein . . . Darum mußte ich sterben, Marozza!

Sie streicht über die bauschenden Kupferwellen ihres Haares, und ihre Finger beben nervös.

„Können Sie mir denn gar nichts erzählen?"

Eckbert sagt: „Was könnte ich Ihnen geben? Klare, eiskalte Wasserkräfte sprudeln hier, die nützliche, starke Werke treiben. Was soll Ihnen mein Wasser? — Rausch und Wein brauchen Sie."

Leise, mit gesenkten Augen spricht sie ihm nach:

„Wein brauche ich — Wein, in den man Rosen entblättert . . ."

Pause. Sie sinnt.

Dann wendet sie sich langsam gegen Eckbert.

„Nun will ich Ihnen etwas erzählen. Hören Sie zu."

Ihre Stimme schwebt eintönig und getragen.

„Einmal habe ich einen geliebt — und er mußte sterben . . ."

Sie denkt: Warum erzähle ich ihm das? Warum gebe ich ihm das Geheimste und Heiligste aus meiner Seele preis? Um Eindruck auf ihn zu machen? — Komödiantin!

Ihm tönt es wie eine Strophe aus einer alten Ballade:

„Einmal habe ich einen geliebt — und er mußte sterben . . ."

Er sieht sie an und fühlt: Gleich einer großen, heißen, treibenden Naturgewalt stürmt sie dahin. Was sie erfaßt, das wirbelt sie fort in rasendem, tödlichem Tanze. Dann wirft sie es fort und ergreift ein anderes. O, einmal so fortgewirbelt werden, ohne daß man sich wehren kann . . .!

Er sagt: „Sie sind schön, Marozza. Ja. Sie sind schön."

Sie spricht wieder vor sich hin, gleichförmig, getragen:

„Zarteste Seidenteppiche breiten sie ihr unter die Füße. Mit roten und grünen Juwelenfeuern behängen sie sie. Kränze von weißen Rosen und Ranken von dunkeln

Trauben legen sie ihr ins Haar. Sonnen- und Mondstrahlen holen sie herunter, um ihr das Haupt mit leuchtendem Schein zu umflechten . . . So drängen sie sich in anbetender Bewunderung heran, schmücken sie über und über mit dem Kostbarsten, Edelsten und Feinsten, was sie in sich tragen. Dichter und Schöpfer werden sie an ihr — und was sie aus ihr gestalten, das wird sie . . . Aber einmal hab ich einen geliebt — und er mußte sterben . . ."

Auf erregten Geigensaiten schwingt sich die Valse bleue empor, stürzt nieder, stirbt hin, und wieder drängt es empor, aufblühendes, sehnendes Leben . . .

Eckbert ist bleich geworden. Er richtet sich auf.

„Nun wollen wir tanzen."

Marozza streckt ihm die Hände entgegen.

Er faßt sie, zieht sie empor: schwer und weich liegt sie in seinem Arme. Noch nie hat er ein Weib so im Arme gehalten.

Was ist das? Auf einer dunkeln Purpurwolke steigt er empor. Ueber dem Leben schwebt er mit ihr. Ueber das Leben hinweg trägt er diesen wundervollen, schmiegsamen, warmen Körper. — Nichts ist mehr. Nie ist etwas gewesen als er und sie, zwei Feuersterne, welche verschmelzen über einem tönenden, singenden Abgrund . . .

Sie stehen in einer Fensternische, glühend, bebend, atemlos. Und plötzlich neigt er sich sinnlos über sie wie ein Verdurstender, und auf ihrer Schulter brennt sein Mund.

Die Musik verstummt. Menschenstimmen schwirren nahe vorüber, knisternde Schleppen streifen sie.

Eckbert ist's, als sei er jäh auf einem harten, festen Boden gelandet. Fremd blickt er Marozza an.

Unterwürfig, mit niedergeschlagenen Augen, wie ein kleines banges Mädchen wartet sie.

Sie wartet, aber er spricht nicht.

Er nagt an seinem Schnurrbarte. Er ärgert sich. Vielleicht schämt er sich.

Marozza wartet und findet die Zeit lang. Endlich sagt sie mit einer ganz weichen, träumenden, hingeschmolzenen Stimme:

„So ist es. Ja, so ist es. Immer muß etwas sterben, damit Neues leben kann."

Er scheint ganz absorbiert von dem Anblicke des Orchideenstraußes, der aus der japanischen Emailvase wuchert. Langsam zieht er eine der Blütentrauben an langem, farblosem Stengel heraus.

„Wissen Sie, was das für Gewächse sind, Gnädigste? — Saprophyten! Gelt — das klingt hübsch? Saprophyten! Ich wüßte nichts, was sich zum Austausche zwischen Ihnen und mir besser eignete."

Sie nimmt die Blüten aus seiner Hand und lächelt verständnislos, zärtlich.

Eckbert verneigt sich korrekt und geht heim.

# Max Reinhardt. Von Hermann Bang.

Nein, das ist der Bonaparte der Theaterkünste (von den Feldherren der Zeit nenne ich mit Absicht Bonaparte, weil ich überzeugt bin, daß dieser größte Akteur aller Tage auch im Strategischen ein Faible für das dramatische Moment gehabt hat) — und weiter als dieser Feldherr der Drehbühne kommt man nicht. Das sind Tausendkünste und Zauberei und Augenverblendung. Es ist wunderbar; es ist das Lehrreichste, was ich gesehen habe, und es ist vollkommen überrumpelnd . . .

Lassen Sie mich gleich sagen, daß es nebenbei — aber sehr wenig und durchaus nicht in so hohem Grade, daß es die, die die Klassiker scheuen, von den Parkettsitzen abzuhalten braucht — „Was Ihr wollt" von William Shakespeare ist. Aber über den verstorbenen William Shakespeare, dessen Name bei diesem Anlaß auch auf dem Plakat steht, ist oft gesprochen worden, und er ist hier gewiß nicht der Wichtigste: von dem lebenden Max Reinhardt muß man sprechen: Max Reinhardt, dem Direktor, und Max Reinhardt, dem Regisseur. Noch einen solchen Regisseur gibt es sicherlich nicht — es sei denn vielleicht in Amerika oder am kaiserlichen Hoftheater in Tokio oder im Zirkus Busch.

Im Zeitalter der Elektrizität, im Zeitalter der Serpentinentänze, im Zeitalter der Elevatoren, im Zeitalter der Drehbühne, der Schleierverhänge, der lebenden Bilder; im Zeitalter der elektrischen Springbrunnen und der gebauten Dekorationen — in den wundervollsten Tagen der Wundertechnik bemächtigt sich Herr Reinhardt wunderbar aller technischen Wunder, und sein Genie (denn der Mann hat Genie) spielt mit ihnen wie der „große Everhart" mit seinen Faßreifen spielt und Francis Evelyn, der Jongleur einmal (denn der Mann ist verrückt geworden) mit seinen Messern spielte, mit denen er Kohlstrünken die Köpfe abhieb. (Auf Ehre, die Aehnlichkeit mit Mr. Evelyn ist tatsächlich verblüffend, auch Herr Max Reinhardt kappt zuweilen Köpfe ab — nämlich den Dichtern.)

Aber sprechen wir ernst über die Dinge, die es verdienen, ernst genommen zu werden.

Die bis zum äußersten getriebene Virtuosität in der Benützung all der letzten technischen Mittel tritt bei Herrn Max Reinhardt in den Dienst einer mächtigen Einbildungskraft. Die Werke, die die Dichter uns schenkten, gebären in ihm gleichsam eine brausende Flut lichtumflossener und düsterer, stimmungsvibrierender und bewegter Bilder, die er vor seinen Augen sieht und mit der Energie des Genies, die nicht abläßt, verwirklicht. In den glücklichsten Momenten sieht diese Phantasie und führt diese Energie Bilder durch, so wunderbar schön und so mannigfaltig wie die Elfentanzbilder im Sommernachtstraum.

Die künstlerische Form, in die diese Bilder gegossen werden, ist ein bewußter und weitgetriebener Impressionismus. Max Reinhardt ist der Impressionist unter den Bühnenleitern, und es gibt unter seinen Bühnenbildern szenische Gemälde, die Claude Monet hinreißen würden. Herr Reinhardt bringt seine Wirkungen durch eine Mannigfaltigkeit von Farben, Bewegungen, Tönen, Pausen, Lauten hervor — die zu dem Gesamteindruck zusammengleiten, den er erstrebt. Nur ein vereinzelter impressionistischer Roman und in der Malerei Claude Monets Bilder selbst haben in der modernen Kunst eine Vollkommenheit erreicht, die sich mit dem vergleichen läßt, was Reinhardt in seiner Unerschöpflichkeit erreicht.

Der Leiter des Deutschen Theaters ist jedoch — und würde er wohl sonst das späte Kind unserer Zeit sein, das er eben ist? — ebenso rastlos wie reich.

Zum Teil ist es diese Rastlosigkeit, die ihn in „Was Ihr wollt" aus den Akten ausbrechen ließ, um auch — in den Zwischenakten zu arbeiten. Die Drehbühne ist es, die ihm diese überraschende Freidichtung der Regie ermöglicht.

Denn auf der Bühne, die sich immer weiter herumdreht, wandelt er die Zwischenakte in eine blendende Reihe lebender Bilder um, die die Handlung fortsetzen und uns erzählen, was William Shakespeare (der zuweilen ein bißchen pressiert war) — vergessen hat.

Diese Bilder, wo die Personen des Stücks

in seltsamen und verschlungenen Tänzen phantastisch herumgewirbelt wurden oder in verborgenen Lauben geheimnisvolle Stelldicheins hatten oder . . Kleider wechselten, diese Bilder, hastig, im Halblicht, waren beinahe der Höhepunkt der Darstellung, weil Herr Max Reinhardt hier gar nicht von Herrn William Shakespeare geniert wurde.

In den Akten selbst, wo es sich ja nicht immer vermeiden läßt, daß zwei zu Wort kommen, und daß Shakespeare auch ein wenig mitspricht — mußte man öfter Herrn Max Reinhardts Begrenzung entdecken, die ihren bestimmten Grund hat.

Die Sache ist die: die Kultur dieses Bühnenleiters steht kaum auf der Höhe seiner genialen Begabung.

Es ist der Mangel an einer festgegründeten und langen Kultur, der ihn sehr oft (und in verschiedener Weise) unsicher macht. Er wird unsicher dem Stil gegenüber, den er nicht festhält. Eine höhere und gefestigtere Kultur würde unwillkürlich und ganz unbewußt Max Reinhardt die Stileinheit in dem einzelnen Werke festhalten lassen. So aber sehen wir staunend, wie er einen Maeterlinckschen Garten — drei ungeheuere, giftig grüne Wandschirme — mitten in das Bild der Renaissance pflanzt, das er selbst geschaffen.

Es ist versagende Kultur, die selbst Reinhardts Geschmack unsicher macht und die ihn plötzlich und unwiderstehlich in die seltsamen Uebertreibungen stürzt, die verstimmen.

Es ist schließlich sein Mangel an einer stark untermauerten Kultur, die ihn sich selbst gegenüber unsicher macht. Ohne feste Richtschnur wird er ein Spielball seiner eigenen sprudelnden Einfälle. Von dem Augenblick an, wo er einen Einfall hat, ist er ihm rettungslos verfallen. Selbst wo sein flüchtiger Gedanke gegen allen Geist und Sinn und Zusammenhang der Dichtung verstößt, folgt er ihm blind, wie man einem verirrten Triebe folgt.

Infolge mangelnder Kultur ist er die Beute seiner eigenen Einfälle, und allein beherrscht von seinem unüberwindlichen Ehrgeiz und seinem Drange, voran zu sein, sprengt er nicht nur die Dichtung — nein, er sprengt sogar den Dichter ganz aus dem Werk heraus. Und vor uns sehen wir — Max Reinhardt ganz allein.

Das ist für den Kritiker ein großer Vorteil: denn man muß gestehen, daß Max Reinhardt dort vorne, wo er steht, gut zu sehen ist. Seine Persönlichkeit wird voll und ganz von dem elektrischen Lichtstrahl beleuchtet, unter den er sich selbst stellt — buchstäblich wie unter eine Dusche.

Betrachten wir ihn also.

Er ist ein Pessimist. Darum wird er nicht müde in der Ausmalung von unheimlichen Stimmungen und Beängstigungen. Er schafft diese Stimmungen mit Vorliebe und überall — selbst der Vernunft zum Trotz: er hat es zustande gebracht, aus einem Akt des Sommernachtstraums einen Gesang aus Dantes Hölle zu machen. Wie reich schwelgt er nicht in dem Gespensterdunkel in „Rosmersholm", und in welche angsterfüllte Ungewitterwolke hüllt er nicht die „Gespenster". Als der Dekadent und Pessimist, der er ist, liebt er das kalte und weiße Grauen.

Er ist Pessimist und der Menschen Verächter. Er verachtet die Menschen, die ein Bündel Triebe sind, und die in der Gewalt der Triebe Tiere sind. Den Menschen als das Tier zu entlarven, das er ist, wird für Max Reinhardt Hauptzweck und Spaß. Im „Sommernachtstraum" ist es der Liebestrieb, der sie zu Eseln, in „Was Ihr wollt" ist es die Trunksucht, die sie zu Hunden macht.

Die Menschen werden in diesem blinden Tanz der Triebe zu Tieren und — zu komischen Tieren. Mehr als komisch. Mit Grausamkeit fast jagt der Regisseur seine Komiker in das Groteske hinaus — hinaus in die übergroße Burleske des Affenspiels. Er peitscht diese schwankenden Tierfiguren in Menschengestalt über die Beine, bis die leibhaftige Bestialität — wie in der Trunkenheitsszene in „Was Ihr wollt" — Orgien feiert.

Tiere sind für Max Reinhardt die Menschen, und groteske Tiere sind sie.

In der Inszenierung von Gustav Wieds Satyrspielen würde er Triumphe feiern.

Für des Pessimisten schwermütige Sehn-

sucht hat Max Reinhardt weniger Gefühl. Hätte er es gehabt, so wäre „Was Ihr wollt“ unendlich reicher geworden.

Denn zwei Melodien steigen aus dem Grund dieses Dramas auf: das Bacchanal der Triebe und der brechende Ton der Sehnsucht.

Doch die letztere hörten wir nicht. Dieser Gesang war erstickt. Der Herzog und Viola waren stumm. Max Reinhardt ließ sie nicht mitsingen.

Aber wenn Max Reinhardt seine gehorsamen Schauspieler keinen Ausdruck für die schwermütige Sehnsucht finden läßt, so findet er wohl noch weniger Ausdruck für den Schmerz des Pessimisten, das mächtige Weh, in dem die Seele kämpft und durch Kampf geadelt wird.

Darum ist „Rosmersholm“ ein Drama von den „weißen Pferden“ geworden, und nicht von dem schmerzerfüllten Rosmer, der Rebekka brach und adelte.

Und am allerwenigsten hat Max Reinhardts herber Pessimismus jene Schlußsumme des Pessimismus erreicht, die in das unendliche Mitgefühl mündet — das Mitgefühl mit den Mitmenschen, die mit uns leiden.

Dieses Mitgefühl ist der Resonanzboden, über den bei einer Eleonore Duse alle Saiten gespannt sind — aber Max Reinhardt ist wohl allzu jung, um es errungen zu haben . . .

Max Reinhardts Wissen vom Schmerz ist noch unvollständig. Das Leben wird es vervollständigen. Denn wenn es etwas gibt, dessen dieses schöne Leben sich nicht weigert, so ist es, uns jeden neuen Tag von neuem über das Leid zu belehren. Es wird gegen Max Reinhardt nicht anders handeln, und in der Kunst wird dann Zehntausenden geschenkt werden, was im Leben der eine litt.

So ist dieser geniale Mensch, der mit der Bühne und dem Dichter spielt, um sich selbst einen Ausdruck zu schaffen.

Der ein gefährliches Spiel spielt.

Denn als unumschränkter Herrscher der Bühnentechnik verwendet er und schwelgt er bis zum Uebermaß in allen äußeren Mitteln der Bühne. Aber wie reich und unerschöpflich diese Mittel auch scheinen mögen, wird man doch eines Tages mit ihnen zu Ende gekommen sein. Diese Welt des Blendwerks hat Grenzen, die selbst ein Reinhardt nicht wird überschreiten können. Darum ist das Spiel mit der Bühne gefährlich, und das Spiel mit den Dichtern — noch gefährlicher.

Denn ein Regisseur kann sich selbst und seine Kunst nur erneuern, wenn er sich die Dichter aneignet, die er verdolmetschen soll. Wenn er sie rücksichtslos auf ein Prokrustesbett legt, um nur sich selbst auszudrücken, wird er rasch dahinkommen, nur sich selbst zu wiederholen. Und man darf, was Herrn Max Reinhardt betrifft, glauben, daß seine Seele nicht so mannigfaltig ist wie seine Einbildungskraft weit und intensiv.

Außerdem kann man nicht mit allen Dichtern ungestraft spielen. Wenn wir uns an Shakespeare halten: was wird Herr Reinhardt an dem Tag, an dem er uns auch den „Sturm“ geschenkt hat, in die Hand nehmen?

Von innen muß auch die Bühne leben. Die großen Dichterwerke sollen nicht vorgezeigt, sondern durchlebt werden. *Aber um das zu können, ist es nicht genug, auf dem engen Plan der Bretter zu experimentieren. Man muß die weite Welt der Seele erforschen und klarlegen.*

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß es Herrn Max Reinhardt ergehen könnte, wie den großen Primadonnen. Die enden immer damit, Rollen für sich schreiben zu lassen.

Wird Herr Max Reinhardt eines Tages dasselbe tun und Schauspiele für sich schreiben lassen — —? Bravourstücke der Inszenierung, von und über Max Reinhardts Persönlichkeit und einzig dastehende Virtuosität geschrieben?

Es kann so gehen, und sollte es doch nicht. Denn dieser geniale Mensch wird eine große Zukunft haben, wenn er sich dazu zwingen kann — auch die Dichter zu verdolmetschen.

Vor allem, wenn er verstehen will, daß die Welt der Seele unendlich reicher ist als die Welt des Theaters, die er jetzt so vollkommen beherrscht, und daß diese Welt der Seele nicht nur die einzige, unerschöpfliche ist, sondern auch die einzige, die Stoff und Ziel der Kunst ist und bleibt.

# Majestätsbeleidigung.

Von Siegberd Fieleck.

Si quis modestiae nescius et pudoris ignarus improbo petulantique maledicto nomina nostra crediderit lacessenda ac temulantia turbulentus obtrectator temporum fuerit, eum poena nolumus subjugare neque durum aliquid nec asperum sustinere, quoniam, si ex levitate processit, contemnendum est, si ex insania miseratione dignissimum, si ab iniuria, remittendum. — So verordnete vor mehr als 1½ Jahrtausenden der römische Kaiser Theodosius, der Große genannt. Er sprach damit aus, was auch unter den meisten und besten seiner Vorgänger gegolten hatte, daß das Verbrechen der Majestätsbeleidigung durch Schmähreden gegen den Kaiser nicht begangen werden könne.

In Deutschland fand das römische crimen laesae majestatis durch die goldene Bulle Eingang mit den grausamen Strafen des Gesetzes der Kaiser Arcadius und Honorius, die nicht nur den Majestätsbeleidiger selbst trafen, sondern auch seine Angehörigen. Auch in dieser Form bedeutete aber die Majestätsbeleidigung nicht das, was sie heute ist: Kränkung der Ehre des Staatsoberhauptes; sie war das Staatsverbrechen, begangen durch Hochverrat oder durch Landesverrat.

Ihre Ehre brauchten die römischen Kaiser deutscher Nation nicht zu schützen. Ihre Herrscherstellung beruhte auf der Macht ihrer Waffen und auf der Treue der Fürsten, ihrer Lehnsmannen. Treubruch und Verrat war ihnen gefährlich und wurde unter Strafe gestellt, nicht der Angriff auf ihre Ehre.

Auch der Territorialherren Macht war nur durch ihre Feinde und Nachbarn gefährdet, gegen ihre eigenen Untertanen brauchten sie sich nicht besonders zu schützen; und wurden sie von denen beleidigt, so genügte die gleiche Strafe, wie sie den Dienstboten traf, der die Herrschaften schmähte; es handelte sich um kein Staatsverbrechen.

Erst als die deutschen Länder Staaten geworden waren, die Fürsten nicht mehr beim Kaiser zu Lehen gingen, sondern aus eigenem Recht ihre Throne und Thrönchen erbten, als souveräne Herren nicht mehr so sehr Eigentümer der Herrschaft als Herrscher waren; erst mit dem Erstarken des Absolutismus stellte sich die Majestät der Landesherren ein als die Summe ihrer Herrscherrechte und -ehren. Nun war ihre Majestät — das Wort in diesem neuen Sinne genommen — verletzbar und wurde gegen Schmähreden und Schmähschriften durch Strafen geschützt. Etwa mit dem 18. Jahrhundert findet sich als Majestätsbeleidigung auch die Ehrenkränkung angesehen. Der aufgeklärte Despotismus eines Friedrich von Preußen, eines Leopold von Oesterreich bringt diese Auffassung der Majestätsbeleidigung zu voller Klarheit: die Macht des Herrschers beruhte bei ihnen immerhin mit auf der Achtung der Untertanen, auf ihrer Opferwilligkeit, auf ihrem Vertrauen und ihrer Anhänglichkeit an den Monarchen. Sie konnten ihm sonst auch unbequem, widerwillig im Gehorsam werden.

Das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 war das erste Gesetz, das der Majestätsbeleidigung im heutigen Sinne diesen Namen vorbehielt und die wesentlichen Bestandteile des alten crimen laesae majestatis als Hochverrat und Landesverrat ausschied. Die Erinnerung an das Gesetz des Theodosius bewahrte es mit der besonderen,

sonst bei den einzelnen Verbrechen nicht gegebenen Anordnung, daß statt der Strafe Verwahrung in einer öffentlichen Anstalt bis zur Heilung eintreten solle, falls die Majestätsbeleidigung aus Wahnsinn oder Zerrüttung der Verstandeskräfte begangen sei.

Heute ist der absolute Staat begraben. Der durch die Verfassung geschützte Monarch bedarf des Schutzes gegen Beleidigungen nicht mehr. Er ist unantastbar. Die Regierungsakte vertritt statt seiner der Minister. Durch die Geburt ist er so hochgestellt, daß er sich nicht noch persönlich auszuzeichnen braucht. Er kann nicht unrecht tun, Vorwürfe gegen ihn können niemals zutreffen, niemals ihn treffen, er kann in seiner Herrscherstellung nicht beleidigt werden, seine Majestät kann nicht beleidigt werden. Soweit er auf die Anerkennung seiner Ehre als Mensch Wert legt und als Mensch Vorwürfe abwehren will, die etwa gegen ihn erhoben werden, bedarf er keines anderen Schutzes als den, den auch jeder andere Mensch gegen Ehrenbeleidigungen hat.

So, was unsern staatsrechtlichen Zuständen entsprechen würde, so das Rechtsgefühl des Volkes. Anders unsere Gesetzgebung, noch schlimmer unsere Rechtsprechung. Dies ist begreiflich genug. Der Beamte, Staatsanwalt wie Richter, hat (um auf Preußen zu sehen; in den andern monarchisch regierten Bundesstaaten ist es nicht wesentlich anders) der Königlichen Majestät von Preußen, seinem allergnädigsten Herrn, Untertänigkeit, Treue und Gehorsam zugeschworen. Von Seiner Majestät erhält er die Anstellung zu seinem Amt, von ihr Beförderung, Titel und Ehren. Die Majestät ist für ihn deshalb gefühlsmäßig, selbst wenn seinem kühlen Verstand die verfassungsmäßige Stellung des Monarchen im konstitutionellen Staat geläufig ist, mit dem Nimbus des absoluten Herrschers umgeben. Ist der Beamte zudem Reserveoffizier, so verstrickt er sich noch beträchtlich leichter in absolutistische Majestätsgefühle. Nun bietet ihm noch ein unzeitgemäßes, dazu vieldeutig gefaßtes Gesetz Stützen für diese Gefühle; was Wunder, daß sie sich in der Praxis der Staatsanwälte und beamteten Richter bis ins Grenzenlose austoben!

Das Strafgesetz bedurfte also schon längst der Abänderung in diesem Punkte ganz besonders dringend. Das hat auch der deutsche Juristentag anerkannt, sicher keine revolutionäre Versammlung.

Nur unsere lieben verbündeten Regierungen schienen lange zufrieden. Nie wurde eine Vorlage angekündigt, die den Uebelstand beseitigen sollte, während sonst alle Großtaten, an die man denkt, lange vorher angekündigt zu werden pflegen. Da wollte plötzlich der Monarch des führenden deutschen Staates die Untertanen belohnen, die sich enthalten hatten, sozialdemokratisch zu wählen. Einen Orden für den artigen Wähler zu stiften ging nicht an; denn wie sollte man ermitteln, wer ihn verdiente? Man muß doch immerhin so tun, als ob bei der Reichstagswahl wirklich geheim abgestimmt würde. So erschien am Geburtstage des Königs von Preußen Wilhelms II. Gnadenerlaß. Er und später bei der Eröffnung des Reichstags die Thronrede kündeten einen Gesetzentwurf zur Einschränkung der Bestrafung der Majestätsbeleidigung an. Seine Erledigung wird eine der nächsten Aufgaben des Reichstags sein.

Der Entwurf entspricht der Entstehungsgeschichte, die er hatte, entspricht der Herkunft aus gnädiger Laune des Monarchen. Nichts von einem Aufgeben des nicht

mehr zeitgemäßen, absolutistischen Grundgedankens der Majestätsbeleidigung. War doch der Geburtstagsgnadenerlaß, indem er auf dem Wege der königlichen Order das Gesetz änderte, einen Teil dessen, was gesetzlich als Majestätsbeleidigung zu bestrafen war, im voraus allgemein für straffrei erklärte, ein verfassungswidriger Willkürakt. Nichts ferner von einer Definition des Begriffs der Majestätsbeleidigung. Die Fragen, soll bei einem Vorwurf gegen den Monarchen der Wahrheitsbeweis zugelassen sein, soll der Nachweis des berechtigten Interesses den Beleidiger vor Strafe schützen, waren bisher in der Wissenschaft bestritten. Die Praxis der Staatsanwälte und Strafkammern, sowie des Reichsgerichts hatte sie natürlich verneint. Und doch, zu welchen Unbilligkeiten kann es führen, wenn bestraft wird, wer die beweisbare Wahrheit ausspricht oder wer, vielleicht im dringendsten berechtigten Interesse sagt, was möglicherweise allgemein bekannt, dennoch nicht als wahr erweisbar ist. Daran soll nichts geändert werden. Die Bestimmung des Entwurfs, daß die Vorschriften über gemeine Beleidigung in Anwendung kommen sollen, wenn die Beleidigung des Herrschers weder mit Vorbedacht noch böswillig begangen ist, könnte im Gegenteil ein neues Argument für die bisherige Praxis bieten. Man wird sagen können: ist ausdrücklich bestimmt, daß die Vorschriften über Wahrheitsbeweis und berechtigtes Interesse in diesem einen Fall zur Anwendung kommen sollen, so sollen sie sonst ausgeschlossen sein.

Aber die Majestätsbeleidigung soll in Zukunft nur dann strafbar sein, wenn sie böswillig mit Vorbedacht begangen wird. Also doch eine Verbesserung? — Bisher kennt das Strafrecht den Begriff Vorsatz, daneben beim Mord den schon kaum mehr definierbaren der überlegten Ausführung. Nun wird der Begriff der Begehung mit Vorbedacht dazu kommen. Wie er abzugrenzen sein wird, weiß heute niemand; die Untertanen aber werden allmählich am eigenen Leibe spüren, wenn Oberreichsanwalt und Reichsgericht es im Wege der Vivisektion an einer Reihe von Versuchssträflingen feststellen. Klarer ist, was böswillig in der Praxis bedeuten wird. Ob einer böswillig gehandelt hat oder nicht, werden Staatsanwalt und Richter, die den Menschen kaum kennen, nicht selbst feststellen können. Sie werden sich, auch wenn das Urteil nominell auf Grund der mündlichen Verhandlung gefällt wird, auf die polizeiliche Auskunft verlassen. Der Wachtmeister wird nachsehen, ob der Inquirent sozialdemokratisch organisiert ist, und wird sich überlegen, ob er dem Herrn Wachtmeister etwa irgendwie einmal auf die Füße getreten ist, dementsprechend wird der Polizeileutnant seinen Spruch tun, und gegen diese aktenmäßigen Ermittlungen wird es dem Angeklagten höchstens helfen, wenn er in der Hauptverhandlung sehr demütig ist und seine Verteidigungsrede mit einem Hoch auf den Beleidigten schließt.

Der Erfolg des neuen Gesetzes wird also sein, daß ein trunkenes Kriegervereinsmitglied ein bißchen schimpfen darf, oder auch ein zorniger Agrarier, dem die Zölle zu niedrig sind, oder ein Mitglied des Alldeutschen Verbandes, der zu wenig Blut riecht. Solange der Bülowblock besteht, wird die Schimpffreiheit sich auch auf die Liberalen erstrecken, wenn es nämlich bis in die unteren Instanzen dringt, daß sie heute nicht oppositionell und vaterlandslos sind.

Was Verbesserung zu sein scheint, ist nicht viel mehr als Blendwerk. Man mag

die kürzere Verjährungsfrist noch gelten lassen. Aber, daß die Strafverfolgung nur mit Einwilligung der Landesjustizverwaltung eintreten soll? Das bedeutet eine wesentliche Stärkung der Verwaltung auf Kosten der Rechtsprechung. Vom Richter, der Karrière machen will, verlangt es schon viel Charakterstärke, sich der Auffassung des Ministers geradezu entgegenzusetzen. Zur Dämpfung des Uebereifers eines Staatsanwalts aber hat die Landesjustizverwaltung schon heute die Mittel, da sie es mit der Frage, wie weit ihre Verfügungen gegen das Legalitätsprinzip verstoßen, nie allzu genau genommen hat. Der unveröffentlichte Ministerialerlaß, auf den Marck und Kloß hinweisen, wird wohl auch nicht bestimmt sein, dem Ermessen der unteren Instanzen bei der Verfolgung von Majestätsbeleidigung allzu viel Spielraum zu lassen.

Der Entwurf wird vielfach als ein Erfolg der auchliberalen neuesten Bülowära angesehen. Wird des Blockes Linke auf den Leim gehen und für scheinbare Verbesserungen das „kleine Sozialistengesetz", wie der Entwurf mit Recht genannt ist, annehmen, in dessen Stricke auch ihre eigenen Freunde fallen können, sobald einmal die Liberalen wieder opponieren? Oder wird der Reichstag wirkliche Verbesserungen verlangen, wird er am Ende gar, vom zweiten und dritten Abschnitt des zweiten Teils des Reichsstrafgesetzbuches, auf den die Vorlage ihn führt, einen Blick in den ersten Abschnitt (Hochverrat und Landesverrat) hineinwerfen und nachsehen, ob nicht bei dieser Gelegenheit auch Bedarf nach einer Lex Liebknecht ist? Wir werden es sehen.

## Der Offizier.

Das Leben des Offiziers ist eine Vorbereitung auf den Krieg. Der Krieg aber bringt die höchste Gefahr des Todes. Die Möglichkeit des Sterbens in der Mannesblüte ist also eine Grundtatsache dieses Standes. Das gibt der Stellung des Offiziers in der Gesellschaft etwas Einziges. Alle anderen Berufe schützen ihre Mitglieder nach Möglichkeit vor jener letzten finsteren Katastrophe, für den Offizier darf auf dem Gipfel seiner Berufserfüllung der Tod nichts Schreckendes haben. Ich glaube, dies hat von jeher der Instinkt des Volkes gefühlt. Als Belohnung verlieh man ihm den Ruhmestitel des „ersten Standes". Man ließ ihm etwas einzigartig Glänzendes, Funkelndes. Es ist der schimmernde Leichtsinn der Morituri. Bunte, farbige Kleidung, Gold und Silber, Sporenklirren und wehende Helme. Als Herr, als Souveräner darf er im äußeren sozialen Leben dastehen. Man unterschätze nicht Kleinigkeiten. Seht ihr, wie der Kellner fliegt, wenn Uniformen eintreten. Wie die Augen der Mädchen leuchten, wenn die Wache aufzieht und der Leutnant mit dem Degen grüßt. Und ihre eigentliche dauernde Berechtigung hat diese Bevorzugung, diese blendende Anerkennung als Ersatz — für die innere Knechtschaft des Offiziers. Gehorsam, Unterordnung ist die Grundmelodie seines täglichen Daseins. Erwachsene Herren müssen springen und strammstehn wie die Schuljungen. Der Major wettert, wie man sonst nie mit einem Gebildeten spricht. Der Offizier hat die Zähne aufeinanderzubeißen, die Hand an der Mütze und zu schweigen. Es ist nötig für diesen Beruf: die eiserne Zucht, das Auslöschen des Individualitätsgefühls. Und daraus erwachsen nun wieder andere psychologische Momente. Einmal der feine kavaliermäßige Gesellschaftston des Offiziers, seine Höflichkeit. Es ist die natürliche Kehrseite der barschen Grobheit, des Schimpfens im Tagesdienst. Ist eine gewisse Roheit bei dem wesentlich physischen Abrichten einer Horde ungeschliffener Bauernjungen nun einmal nicht zu umgehen, so erfordert das Gleichgewicht eine um so delikatere Eleganz außerhalb des Berufes im freien sozialen Verkehr. Das ist zur Erhaltung der Würde des Persönlichen einfach notwendig. Und dann liegt meiner Ansicht nach hier auch der Ursprung der — Ehre. Wir sahen das Dilemma im Offizierstum: hier ein glänzendes äußeres Anerkanntsein und dort durch die Disziplin ein Herabgedrücktwerden des Persönlichkeitsgefühls zu fast formaler Leerheit. Die Möglichkeit einer freien, weiten, reichen Sonderentwickelung des Innenlebens ist ausgeschlossen. Der Offizier

darf auch dort nicht den Rahmen seiner Kaste verlassen. Gewisse Ideen sind ihm einfach verboten, gewisse Weltanschauungen, gewisse ethische Freiheiten. Kurz, der Stand muß sich seiner Mitglieder sicher fühlen, bis auf die Frau, welche man heiraten, bis auf das Lokal, in dem man sich sehen lassen darf. Es gehört das zu dem Grundinteresse des Standes: unbedingter Disziplin. Und nun andererseits: Männer, die den höchsten Anspruch gerade auf persönliche Achtung machen müssen. Wie geht das zusammen? Der Ausweg ist eben das Ehrgefühl. Die Ehre löst dies Dilemma. Denn sie ist eben das Anerkanntwerden eines Formalismus. Sie hat in sich denselben Widerspruch. In der Ehre setze ich meine ganze Persönlichkeit ein für etwas Konventionelles, ich biete mich selber dar als ganzes Individuum für etwas, das durchaus nicht seinen Grund gerade in diesem Individuum hat. Für eine von anderen formulierte Standesanschauung gebe ich mein eigenstes Blut hin. Ob mich jemand „Dummkopf" nennt, ist doch eigentlich ein höchst harmloses Ereignis, über das ein reifer Mensch lächelt oder noch besser darüber nachdenkt, ob nicht gar etwas Wahres daran ist. Der Persönlichkeit kann also solch ein belangloses Wort ganz gleichgültig sein. Der Offizier ist aber verpflichtet, dieses Wort wieder ungeschehen zu machen, denn es ist eben jenes formale Standespersönlichkeitsgefühl verletzt. Da ein inneres individuelles Persönlichkeitskriterium nun einmal nicht stattfinden darf, so muß an seine Stelle ein nach äußeren Regeln zurechtgemachtes System der ehrebesitzenden Persönlichkeiten treten. Dies Ehrgefühl richtet sich natürlich nach dem oberflächlichen Massengefühl, denn vor dieser oberflächlichen Masse findet die Anerkennung ja statt. Die Gesetze, nach denen nun so eine Verletzung der Ehre gesühnt wird, sind ganz nebensächlich. Sie werden einfach vereinbart, und jeder muß sich fügen. Die Hauptsache ist, daß der Offizier überhaupt neben seiner wirklichen realen Persönlichkeit — die natürlich bei jedem eine andere ist — noch jene abstrakte Standespersönlichkeit in sich verkörpern muß. Je mehr in unserer Zeit das Individualitätsgefühl des Menschen wächst, das Gefühl der einzigen Verantwortlichkeit der Seele vor sich selber in all ihrem Tun und Lassen, um so häufiger werden natürlich auch die Konflikte zwischen Individualitätsgefühl und Standesgefühl, zwischen persönlicher Ueberzeugung und allgemeiner Ehre. All diese Dinge beruhen aber auf dem Grundsinn des Offizierstandes, und sie können nur anders werden, wenn der Offizierstand in seinen Wurzeln sich ändert. Das ist meiner Ansicht nach aber nicht möglich. Der Offizier braucht als Mensch aus gebildeten Kreisen, der in wesentlich physischem, seelisch niederdrückendem Dienste fast zu einer Nummer erniedrigt arbeitet, er braucht als Gegenwert jene autoritäre äußere Anerkennung. Jede Anerkennung muß nun aber doch ein Persönlichkeitsmoment haben. Bloße bunte Kleider kann man nicht anerkennen. Die echte, freie, innere Persönlichkeit darf nun aber nicht geduldet werden. So bleibt nur ein maßloses Hochschrauben jener äußeren konventionellen Standesanerkennung übrig, eben die Ehre. Die eigentliche Einlösung dieser Schuld, die die Offiziere gegenüber dem Volke haben — diese Schuld: die Ersten spielen zu dürfen, ohne es eigentlich zu sein — diese Schuld wird ganz eingelöst nur im Kriege durch das Vorangehen in den Tod.

Nur wenige freilich durchleben diesen Prozeß mit Bewußtsein. Bei den meisten rächt sich die mangelnde Tiefe der Bildung. Sie kommen daher nie wirklich zu der inneren Reife der Furchtlosigkeit. Sie sind feige, wie es das Gros der Menschen ist. Aber nun zeigt sich die Ehre in ihrer großartigen Nützlichkeit. Gerade weil die Offiziere daran gewöhnt sind, ihre eigentliche wahre Persönlichkeit nicht mitreden zu lassen, sondern nur die Standespersönlichkeit, so zwingt diese sie im entscheidenden Momente ihres Berufes ganz unter ihr Joch. Sie sind tapfer und sterben furchtlos — aus Furcht vor der Verletzung jener höheren Göttin, der Ehre. Und so ist wieder eine gewisse Gerechtigkeit hergestellt. Das formale Persönlichkeitsgefühl hat sich praktisch bewährt. Es ist daher nicht klug, über den Friedensleutnant allzusehr zu witzeln oder gar sich zu empören. Er ist oft komisch, gewiß, es ist die Komik eines, der von der glänzenden Schale Anwendung macht, ohne den bitteren Kern zu ahnen. Aber dasselbe Prinzip macht ihn im Kriege zum Helden. Es ist hier so wie mit den meisten Erscheinungen der Welt. Es gibt ein lebendiges Grundprinzip in jedem sozialen Organismus. Von einer Seite gesehen, mag man sich darüber ärgern und es fast zum Lachen finden, sicherlich hat es aber auch die andere Seite, wo es blutig ernst ist, und wodurch es sich als notwendig im Volkshaushalte erweist. Die ganz Klugen, welche nur eine Seite herausgreifen und mit Entrüstung darauf loswettern, sind daher meist allein die ganz Törichten. Mit Witzen und moralischen Tiraden ist gegen die Macht des Lebendigen nichts auszurichten.

Rudolf von Delius.

# Das Palliativ.

In Amerika geht wieder einmal das Gespenst des „schwarzen Freitags“ um. Das Schwungrad der ökonomischen Maschine, die umlaufendes Kapital in stehendes, und die Früchte des stehenden wieder in umlaufendes Kapital verwandelt, hat plötzlich Contredampf bekommen. Was gestern noch Kapital und festgelegt war, soll heute Geld, soll zur beliebigen Verfügung bereit sein. Das ist natürlich unmöglich, ist in jedem Lande und zu jeder Zeit unmöglich. Wollte der Londoner Rothschild heute versuchen, sein ganzes Vermögen in bares Geld, in sovereigns zu verwandeln, so würde der Versuch an der einfachen Tatsache scheitern müssen, daß in ganz England nicht so viel Gold zirkuliert, wie sein Vermögen ausmacht. Die Oekonomie der Nationen hält eben wie ein kluger Kaufmann nicht mehr Geld in der Kasse, als zur Deckung der Tageszahlungen normalerweise erforderlich ist; den gewaltigen Kapitalrest legt sie an. Und wenn dann unvermutet das Volk zur Kasse drängt und in Gestalt von Geld zurückverlangt, was längst die Form von Eisenbahnen und Fabriken angenommen hat, so führt das naturnotwendig zu einer Rückbildung des ökonomischen Prozesses, zu einer Zwangsliquidation. Da nutzt kein Palliativ, auch das der Goldeinfuhr nicht. Denn es gibt keine Stelle in der Welt, wo man Gold geschenkt erhält. Man muß es überall bezahlen und hat daher nur die Wahl, ob man im Inland oder im Ausland liquidieren will; und im letzteren Falle reißt man das Ausland, das auch nur so viel Geld in der Kasse hat, wie regulären Ansprüchen genügt, mit in die Krisis hinein. Das ist der Kern der wirtschaftlichen Vorgänge der letzten Wochen. Und es ist müßig zu fragen, ob es Roosevelts Antitrustpolitik gewesen ist, was das Mißtrauen geweckt und die Kündigung der Kapitalien veranlaßt hat, oder ob sonstige Gründe obgewaltet haben. Das Volk steht nun einmal an der Kasse und verlangt sein Geld. Heute in Amerika, morgen vielleicht in England, übermorgen in Deutschland. Und da hilft nur eins: Man muß versuchen, das große Volk der Depositengläubiger zu beruhigen, muß es veranlassen, sein Geld stehen zu lassen. Denn bar auszahlen kann man nun einmal beim besten Willen nicht, in Deutschland so wenig, wie in Amerika.

Und dennoch hat man das versucht. Amerika hat die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, allen Kreditverpflichtungen nachzukommen. Zuerst sprang die Regierung ein, indem sie ihre verfügbaren Fonds bei den Nationalbanken deponierte; dann arbeitete die Notenpresse und brachte ein paar Millionen Dollar auf; und schließlich griff man auf das Ausland zurück, indem man die Guthaben aus Getreide- und Baumwollverschiffungen einkassierte, Effekten verkaufte und Kredite in Anspruch nahm. Das brachte denn auch richtig etwa 65 Millionen Dollar effektiven Goldes auf den Weg nach Amerika. Aber was machen selbst ein paar hundert Millionen aus, wo Milliarden flüssig gemacht werden müssen! In den Vereinigten Staaten ist der Kreditverkehr ja so gründlich ins Stocken gekommen, daß nur noch bares Geld gilt. Auch die besten Surrogate werden nur mit mehreren Prozent Disagio angenommen — wo sie überhaupt genommen werden. Und schließlich ist doch nichts anderes übriggeblieben, als die meisten Zahlungen zu verweigern, hier in der groben Form des Bankrotts, dort in der milderen des Moratoriums. Aber erst, nachdem man vorher Europa leergepumpt hat, bei dem heute 65 Millionen Dollar eine so große Rolle spielen, daß ihr Fehlen eine unerhörte Steigerung der Zinssätze hervorrufen und sich bis in die letzte deutsche Arbeiterhütte hinein fühlbar machen muß. So ist die Krisis auf Deutschland übergesprungen. Auch in Deutschland beginnt die Epidemie der Kreditentziehungen und der Geldkündigungen. Auch bei uns droht die Summe, die das Publikum in bar reklamiert, größer zu werden als der ganze verfügbare Vorrat an Währungsgeld. Reichsbank und Hochfinanz suchen zu helfen, jede auf ihre Weise. Aber ihre Mittel sind beschränkt und genügen nicht im entferntesten. Wie in Amerika, so offenbart sich jetzt auch bei uns der große Rechenfehler in der nationalen Geldwirtschaft. Man hat an ein „Gesetz“ der Drittel-, Viertel- oder Zehnteldeckung geglaubt und daher zwei Drittel, drei Viertel oder neun Zehntel des bei den Kreditanstalten deponierten Geldes in Handel und Industrie gesteckt; im frommen Wahn, es könne niemals mehr als der bereitgehaltene Rest zurückgefordert werden. In normalen Zeiten stimmt die Rechnung wohl auch. Aber sobald das Mißtrauen erwacht, fordert das Publikum sein Geld zurück, ohne sich um die Deckungsgesetze zu kümmern, die sich die Verwalter des Geldes zurechtgemacht haben.

Eine Kreditkrisis wirft eben alle Regeln über den Haufen; und wer ihr mit den normalen Palliativen beikommen will, der schleudert Kiesel nach dem Tiger. Es hat keinen Zweck, mit dem Aufgebot aller Kräfte dem Zahlungsbegehr einer ganzen Bevölkerung genügen zu wollen, denn bei dem heutigen Kreditsystem wird man es doch niemals können. Man kann die öffentlichen Kassen leerpumpen, jeden berechtigten Kredit mit der Schnur eines unerschwinglichen Diskonts erdrosseln, das Ausland brandschatzen

und so die Krisis zu einer internationalen machen. Man wird auf diese Weise nur die Industrie, auch die allerkräftigste und gesundeste, ruiniert und dadurch das Mißtrauen und die Geldrückforderungen noch vermehrt haben. Einer Krisis, sei es eine nationale oder universelle, läßt sich nur mit homöopathischen Mitteln beikommen. Man muß diese wirtschaftliche Krankheit bei ihrer Wurzel packen und das Fehlen des Vertrauens, das diese Wurzel bildet, selbst als Heilungsmittel benutzen. Schließlich verschwindet ja das Vertrauen niemals gänzlich; es verringert sich nur. Und die ganze Kunst besteht darin, es richtig abzulenken. Das ist gar nicht schwer. Jeder Staat, der nicht in seinen Grundfesten erschüttert ist, verfügt über eine Instanz, die über jeden Zweifel und jedes Mißtrauen erhaben ist. Die Bank von England und die Deutsche Reichsbank sind solche Instanzen. In den Vereinigten Staaten fehlt eine Centralbank, hier nimmt also der Staatsschatz ihre Stelle ein. Zu diesen Stellen, die das öffentliche Vertrauen noch genießen, wenn es sonst überall geschwunden ist, hat man die Gelder hinzulenken, die anderwärts gekündigt werden. Gelingt das, dann vermeidet man, daß die Gelder sich in den Taschen und Panzerschränken des Publikums verlieren oder gar nach alter Sitte in die Erde vergraben werden, und bewirkt statt dessen, daß sie sich an einem Punkt sammeln, von dem aus sie den Stellen wieder zugeführt werden, denen sie eben erst entzogen worden sind. Reichsbank, Bank von England, Staatsschatz der Vereinigten Staaten, sie müssen die großen Reservoire werden, in die das Geld fließt, das sich sonst nirgends mehr sicher dünkt. Wenn das geschieht, dann hat der rohe und zwecklose Kampf ums Geld, wie er heute in der ganzen Welt gekämpft wird, ein Ende. Denn dann hat jedes Land ein Sammelbecken, das sich so lange füllt, wie Mißtrauen und Krisis anhalten, und das sich erst wieder leert, wenn das Vertrauen zurückkehrt und das Geld seinen normalen Kreislauf wieder beginnt.

Heute sind diese Sammelbecken leer. Und das liegt daran, daß man überall das scheu gewordene Kapital sich selbst überläßt. Die Deutsche Reichsbank hat noch keinen Versuch gemacht, die Gelder an sich zu ziehen, die heute sicherlich in Beträgen von vielen hundert Millionen beim Publikum brach liegen. Beim Bankier glaubt der Privatmann es nicht sicher genug, bei der Sparkasse hat er Schwierigkeiten zu gewärtigen, wenn er es eines Tages wieder abheben will, und an Effekten hat er gerade genug verloren. Der Reichsbank würde er das Geld gern anvertrauen, aber sie — nimmt es nicht. Denn Geld nicht verzinsen, heißt es nicht nehmen. Wollte die Reichsbank heute erklären, daß sie für die Dauer der Krisis, also etwa bis ihr Diskont wieder unter 6 Prozent sinkt, Depositen zum Zinsfuß von vier Prozent entgegennimmt, so würde sie die internationale Katzbalgerei um das Gold nicht mehr mitzumachen brauchen. Alle unbeschäftigten Gelder würden ihr direkt oder durch Vermittlung zufließen; sie brauchte wegen eines Goldausgangs von ein paar Dutzend Millionen nicht mehr aus der Fassung zu geraten und die deutsche Goldwährung nicht zu diskreditieren.

Eine Kreditkrisis führt zur Verblutung, wenn man versucht, das Loch im Kreditverkehr mit Gold zu verstopfen. Denn es gibt in der ganzen Welt nicht Gold genug, um so viel Kapital zu mobilisieren, wie in Krisenzeiten erforderlich wäre. Es gibt nur ein Palliativ: Aufrechterhaltung der Geldzirkulation, die ins Stocken zu kommen droht, und das durch Aufnahme des unbeschäftigten Geldes in einem öffentlichen Sammelbecken, von dem aus es von Amts wegen wieder in die Kanäle geleitet wird, in die es freiwillig nicht mehr fließen will.

Alfred Lansburgh.

# Theater.

Zwei Premièren. Die eine war im Kleinen Theater: „Die Getreuen“ von Georg Hirschfeld. Georg Hirschfeld? Georg? Das war ja — ich irre nicht! — das zärtlichste, blondeste, blauäugigste der Talente, die unmittelbar nach Hauptmann über den Horizont kamen. Da schwang einmal ein unendlich rührender Ton von Innigkeit, da zitterte ein Tropfen warmen Blutes, ein weiches, nachgiebiges, Vergangenem scheu und treu zugewendetes Herz war redend geworden. Es hat nun leider seine paar tiefer geholten Laute bald verstammelt. Nichts tönt mehr; der arme, leise, manchmal so traurigsüße Klang ist verschollen. Ein akustisches Problem: wohin ist die Musik dieses Dichters — denn wirkliche Dramen schuf er niemals, nur musikalische Abwandlungen über Ereignisse des Gemüts — wohin ist nun seine Musik entschwunden? Man hört sie nicht mehr. Er selber hört sie nicht mehr. Wie früher rührt sein Finger fragend, verlangend, an die zarte Empfindlichkeit menschlicher Gemüter; aber es regt sich kein tieferer Klang. Es ist, als gehorchten ihm die Worte nicht. Sie streifen, unsicher und kraftlos, über kahle Oberflächen hin. Und der große Moment, wo der bildnerischen Macht des Wortes das Wesen eines ganzen Menschen und seiner ganzen Welt entkeimen muß, wird ihm nicht mehr. An den Einfällen läge es nicht. Sie sind ganz dünn, und die Wege, die sie ins Dunkel menschlicher Seelen graben können, sind schmal genug. Aber sie könnten doch tiefer führen, könnten irgendwo eine Wahrheit finden, die gehört werden muß,

weil sie mit eigenen Tönen spricht. Aber die Worte wollen nicht. Zwei Freunde sprechen. Sprechen von allem Tiefsten und Stärksten, was Männer, was Menschen in der Seele tragen können. Sprechen, sprechen, sprechen... Vom Leben, über das Leben, hinter dem Leben, neben dem Leben. So daß keiner von ihnen zum Leben kommt; weil nämlich in lauter Betrachtung, Beschwörung, Beteuerung, in den allzu geräumigen Worten, die ganze Welten fassen sollen, jede persönliche Eigenheit sich spurlos verliert. Man hat zwei Stimmen gehört, zwei Stimmen ohne besonderen Ton. Und darum fällt, was sie sagen, so stumpf und bedeutungslos zwischen ihnen nieder. Was kümmert uns der Schmerz, die Hoffnung, die Weltabkehr oder die Weltlust, das tote Leben oder der lebendige Tod eines Menschen, den wir gar nicht kennen? Er bleibt uns fremd und verborgen, weil er sein eigenstes, tiefstes Wort nicht findet, weil er nicht spricht, was nicht Programm, Erklärung, musiklose Auseinandersetzung, was nicht — in einem weiteren Sinne — taube Phrase wäre.

Oder Frauen kämpfen um ihr Heiligstes; — um die Reinheit ihres Lebens, um die Dauer ihrer Liebe. Das wäre genug, einen Dichter zu sich selbst zu bringen. Hier aber bleibt alles im Gegenstand stecken. Hart und zäh klebt sich das Wort an den Vorgang, zu plump, ihn tiefer zu durchdringen, zu platt, ihn leidenschaftlich zu erhöhen. Selbst das bißchen Innerlichkeit, das der Einfall doch schließlich gewollt hat, wird gepredigt, nicht erlebt. Es kommt immer die Stelle, wo man am unruhigen Aufbäumen der Worte deutlich merkt: nun wird die Tendenz nach Innen sich ihrer bewußt, nun wird Seele hervorgeholt. Man merkt — aber man glaubt nicht. Weil wieder den großen Reden und den absichtlich zarten Worten die Resonanz fehlt, der Nachhall von wo anders her, der dichterische Zusammenhang mit einem besonderen, auch ohne Absicht kenntlichen Ton des Ganzen. Sprachliches Unvermögen — das ist der geheimste, der schwerste Mangel der jetzigen Produktion Georg Hirschfelds. Ein Problem des inneren Hörens und der inneren Hörbarkeit; ein akustisches Problem.

Und soweit der Schauspieler es bewältigen kann, geschieht es auch nur rein akustisch, in starken Tönen. Wenn es Frau Sorma vermag, dieses zweite Stück mit seiner Atmosphäre von übelduftendem Verbrechen und übelduftender Tugend so halb und halb lebendig zu machen und dieses dritte mit seiner trocken erklügelten Innerlichkeit zu einem unverdient hohen Glanze zu erheben, so gelingt dies nur ihrer wunderbaren, reinen, aus den Tiefen her klingenden Stimme. In dieser liegt alle Kraft und Schönheit und Echtheit, die man für diesen Moment der Aufführung dem Stücke glaubt. In ihr liegt alle Kunst des Abends.

* * *

Kammerspiele: Der Marquis von Keith: Frank Wedekind gehört zu denen, die ein hilfloser Schematismus den ewigen Spöttern zurechnet, den unentwegt Grinsenden, die aus ihrem eigenen bösen Jucken gar zu gern eine ansteckende Krankheit machen möchten. Ist es denn so ungeheuer schwer, einzusehen, wie öde solches prinzipielle und unaufhörliche Gelächter sein müßte? Versteht man so schwer, daß es gar kein Talent auf der Welt geben kann, das sich ausschließlich aus Hohn und Ueberlegenheit zusammensetzt? Das gemütlose Grinsen ist viel eher die Grimasse, die der völlig Unbegabte vor seine Zweifel an sich selbst hängt. Denn Begabung ist vor allem eine Sache des Gemütes; und wer das Talent zum andauernden Grinsen hat, der ist sicher der Talentloseste. Immer über den Dingen zu stehen, ist die Lust der Verständnisarmen. Sie suchen wohl gern nach einer Bestätigung durch höhere Verwandtschaft. Und wenn sie die Schmerzen eines Leidenschaftlichen sehen, dem innere Bitternis die Miene starr gezogen hat, so schreien sie: Seht her, er grinst uns an; welch ein interessanter Kopf! Aber sie meinen: er grinst wie wir; welche Erhöhung für uns!

Nun, Wedekind gehört zweifellos zu den leidenschaftlichsten Geistern, die wir jetzt haben. Sein Pathos ist zu groß, zu abrupt — vielleicht sogar zu rein, als daß es von der platten Klugheit nicht mißverstanden werden müßte. Seine Leidenschaft ist der Mensch, seine Verzweiflung die menschliche Gesellschaft. Das gibt zusammen die primärste, die unmittelbarste Grundstimmung für einen deutschen Dramatiker: das urewige Thema vom rebellischen Räuber Karl Moor. „Stelle mich vor ein Heer Kerls, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sind," sagt der Graf von Moor. Und „meine einzige Begabung ist vielleicht, daß ich das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft unerträglich finde," sagt der Marquis von Keith. Es ist ungefähr dieselbe Sache. Zweck der Persönlichkeit gegen Zwecke der Allgemeinheit; und im Pathos der großen Erörterungen, da jeder starke Trieb, so schlau als unbewußt, die ethische Maske vornimmt, heißt es: Moral des einzelnen gegen die Moral des gesamten Ganzen. Wenn sich Wedekind für seine Menschen nur erst recht ereifert, so gibt er als Moralist dem großen Friedrich Schiller gar nichts nach. Nur die Jahreszahlen über ihrem Kodex sind gewaltig voneinander unterschieden — und die meisten Menschen haben ein so schlechtes Gedächtnis für die Jahreszahl, die

man gerade schreibt! Daher die argen Mißverständnisse, daher der zuwidere Irrtum, der diesen aufgeregten Revolutionär für einen hämischen Witzling ansieht.

Im Gegenteil: Sein größter Fehler ist vielleicht, daß er sich zu sehr an sein Pathos hingibt; daß er die Menschen weniger intensiv spürt als das, was er von den Menschen will. Und er will so stark, daß er kaum einen Gegenwillen mehr sieht; seine Dramatik arbeitet fast ohne inneren Widerstand, und das ist ihr größter, ihr unverbesserlichster Fehler. Alles, was gegen ihn und seine Leidenschaft wäre, erscheint ihm nur mehr als Unsinn, wunderliche Groteske, Trugbild des Zufalls, in der logischen Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Er schaut darüber weg; und es kommt wohl vor, daß er es mit einem bitteren Grinsen streift. Er kann nicht anders, als es verachten, und verachten ist undramatisch; denn im Drama hat alles, was lebt, sein Recht, zu leben. Aber das große Pathos Wedekinds erkennt nur sich und seine Träger an. Das Gesetz, dem dieser Marquis von Keith karlmoorisch dienen muß, ist leuchtend genug über das ganze Stück geschrieben: Es ist das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der menschlichen Leidenschaft (und dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft verwandt). Aber das Gesetz, das ihn stürzen muß, indem es seinem großartigen Wesen großartig begegnet (wie in der älteren Karl Moor-Tragödie), ist hier nirgends ernsthaft begründet: es wäre das moralische Trägheitsgesetz. Die Hemmungen, die im Drama eine Weltanschauung der anderen entgegensetzt, fehlen hier bis auf ein paar zur Lächerlichkeit verkümmerte Rudimente. Und folgerichtig schwingt sich dieser Rebell, ebenso überlegen wie leidenschaftlich, von Sieg zu Sieg, immer höher und höher, und richtig muß seine ganze Geschichte, sein Siegen, sein Stürzen, seine Leidenschaft und sein Unrecht, seine Größe und seine Unvernunft mißverstanden und für das Blendwerk verwegenen Witzes gehalten werden. Denn die Leute hören im Theater seltsamerweise viel schlechter, als sie sehen. Leidenschaft, die ihre Gewalt in starke, gefährliche, sprengstoffhaltige Sätze zwängt, gilt ihnen nicht; Tragik, die sich aus wild umstürzenden Gedanken von selbst ergeben kann, spüren sie kaum. Sie sehen den geistreichen Hochstapler und meinen, da er doch ein bewußter Lügner ist, so werden wohl alle seine Worte als spaßhafte Gaukelei zu nehmen sein. Man lacht. Es ist nicht ihre Schuld allein; der dramatische Wille Wedekinds ist hinreißend genug; er dürfte nur nicht so hingerissen sein. Nicht so blind und ungerecht gegen alle Hemmung, gegen alles, was ihm zuwider ist. Seine Leidenschaftlichkeit ist sein Schönstes; nur schade, daß er so selten über sie Gewalt bekommt. Meist läßt er sich von ihr in einen antidramatischen Fanatismus hineintreiben, der ihm das Gegenspiel grotesk verzerrt, der ihm die Wildheit der Aktion an wichtigsten Stellen ganz in Wildheit der Sprache auflöst. Und so ist seine Leidenschaftlichkeit ihm auch sein Gefährlichstes.

Aber sie ist da und ist zweifellos der stärkste dramatische Antrieb dieses Stückes. Ganz ausgezeichnet wurde das in Reinhardts Kammerspiel Erscheinung. Die Leidenschaft bekam Körper, Ton, Gebärde, bekam ihre ganze unheimliche Animalität in dem groß stilisierten Pathos, zu dem Paul Wegener, dieser merkwürdig starke Verwandlungskünstler, seine Figur und das ganze Stück hinauftrug. Wedekind selbst stand in seiner kleineren Rolle daneben, so mächtig und eigen im Ton, daß man in ihm den bestimmenden Geist dieser pathetischen Stilisierung wohl erkennen mußte. Und um die beiden her noch manch einer und eine in diesem Geiste. Es war wie ein urkräftiger Hauch über dem ganzen Werk des Abends, — der Hauch jener fanatischen Leidenschaftlichkeit, die im letzten Grunde die künstlerische Seele dieses Dichters und seines Dramas ist.

Willi Handl.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wlitzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Rudolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Inselverlages, zeigt in zwei Räumen, einem Schlaf- und einem Teezimmer, die z. Zt. im

**Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,**
**Friedmann & Weber,**
**Berlin, Leipzigerstraße 13,**

ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung. Die beiden Zimmer sind von solch vornehmer Originalität und großem Stimmungsgehalt, daß ein Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.

☞ Der heutigen Nummer liegt bei eine Sonderbeilage der Verlagsanstalt

**George Westermann**
**in Braunschweig**

worauf wir besonders hinweisen.